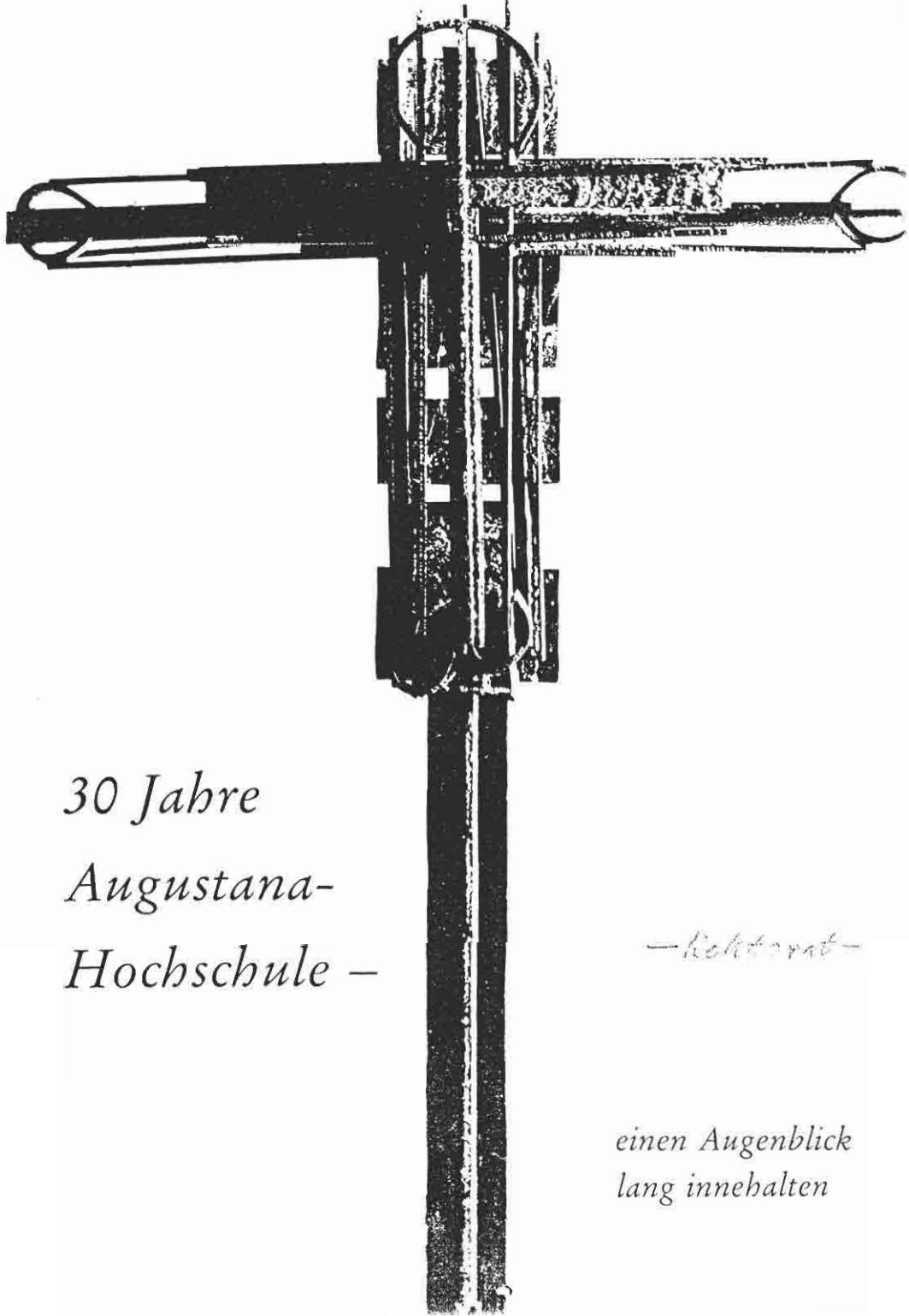


30 JAHRE AUGUSTANA-HOCHSCHULE –
EINEN AUGENBLICK INNEHALTEN

Leben und Gestalt der Hochschule – Ihre Eigenprägung – Erfahrungen in den ersten drei Jahrzehnten – Ihre Löhetradition – Bekenntnis und Bekennen – Interessantes und Wissenswertes aus der Augustana-Geschichte – Statistische Angaben – Frühere Studieninspektoren heute.

Beiträge von Wilhelm Andersen, Helmut Angermeyer, Friedrich W. Kantzenbach, Gerhard Monninger, Herwig Wagner und einem Geleitwort von Landesbischof D. Dr. Hanselmann.



*30 Jahre
Augustana-
Hochschule –*

–Rektorat–

*einen Augenblick
lang innehalten*

Titelseite:

Kruzifix in der Kapelle der Augustana-Hochschule von Bildhauer Reinhardt Fuchs, Photo: Martin Heimgärtner und Günther Weidhaase

30 Jahre
Augustana-
Hochschule –

einen Augenblick lang innehalten

im Auftrag des Dozentenkollegiums
herausgegeben von
Gerhard Monninger

Inhaltsverzeichnis

Landesbischof Johannes Hanselmann: Geleitwort	5
Herwig Wagner: Vom Schreibtisch des Rektors: Nach 30 Jahren – die nächste Generation	7
Kirchengesetz über die Errichtung einer Theologischen Hochschule in Neuendettelsau-Heilsbronn	8
Wilhelm Andersen: Glauben – Bekennen – Theologie. Überlegungen und Anregungen in einem Jubiläumsjahr	9
Helmut Angermeyer: Gemeindepraktikum im Theologiestudium	15
Gerhard Monninger: Die Augustana-Hochschule – ein »schneller Brüter«? Vita communis als Chance für emotionales und soziales Lernen	21
Friedrich W. Kantzenbach: Vom Studium zum Amt. Einführung in Wilhelm Löhes unveröffentlichte Tagebücher (1826–1837)	33
Dokumente aus dem Archiv	41
Gerhard Monninger: 30 Jahre im Spiegel der Zahlen	49
Daten und Namen auf einen Blick	56
»Um die Ordnung im Haus gab es immer Streit« – ein Gespräch	58
Hochschulveröffentlichungen 1972–77	63
Buchveröffentlichungen der Hochschuldozenten 1972–77	64

Photo S. 4:
Landesbischof Meiser (rechts) mit Rektor D. Georg Merz (links)



Geleitwort

Die Evang.-Luth. Kirche in Bayern blickt in diesen Wochen dankbar auf drei Jahrzehnte erfolgreicher Arbeit ihrer Augustana-Hochschule zurück. In dreißig Jahren hat eine große Anzahl von Studenten nicht nur aus Bayern, sondern aus nahezu allen evangelischen Landeskirchen Deutschlands und darüber hinaus aus manchen Kirchen der evangelischen Christenheit in der Welt an dieser Hochschule wichtige Anstöße für ihre theologische Existenz und für ihre Arbeit in der Gemeinde Christi empfangen. Dies ist ein guter Anlaß für unsere Kirche, all denen zu danken, die ihre Kräfte in den Dienst an dieser wichtigen Ausbildungsstätte gestellt haben. Zu begrüßen ist auch, daß man an der Hochschule selbst die Vollendung ihres dritten Jahrzehnts zum Anlaß rückblickender und weiterführender Selbstbesinnung nimmt.

Von einem formulierten Programm der Augustana Hochschule hat ihr Gründungsrektor, Professor Dr. Georg Meitz, nie sprechen wollen. Aber das stand ihm klar vor Augen: daß eine kirchliche Hochschule in Ergänzung zu der in ihrer Weise notwendigen Arbeit der theologischen Fakultäten den Auftrag hat, es dem Studenten zu ermöglichen, Theologie nicht nur im Rahmen der *universitas litterarum*, sondern auch der *universitas ecclesiastica* zu studieren, d. h. in engster Berührung mit Leben und Dienst der Kirche. Deshalb war es ihm so wichtig, daß sich der junge Theologe in Neuendettelsau in unmittelbarer Nähe zu den Zentren der Mission und der Diakonie der Kirche befindet und an ihrer Arbeit Anteil nehme, daß er in der Gemeinde, die sich in der Laurentiuskirche des Diakoniewerks versammelt, etwas vom Reichtum der Liturgie der Kirche – also ihres Gottesdienstes – erlebe und daß er im Gespräch mit den Pfarrern, die in unser Pastorkolleg kommen, lebendige Verbindung mit dem konkreten Dienst von Gemeindepfarrern heute erhalte.

Es ist wohl zu fragen, wieviel von diesen Vorstellungen Wirklichkeit werden konnte und geworden ist. Nicht zu übersehen ist jedenfalls die Tatsache, daß mit der Gründung der Augustana-Hochschule die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern neue Konsequenzen aus ihrer Verantwortung für die Ausbildung ihres *Planenaufwachses* gezogen und ihren beiden Predigerseminaren eine kirchliche Hochschule als von staatlichem Recht gestützte landeskirchliche Einrichtung hinzugefügt hat.

Der Weg der Augustana-Hochschule in diesem Menschenalter ihres Bestehens war verbunden mit dem Weg unserer Kirche insgesamt in dieser Zeit. Manche bleibende Aufgabe mußte veränderte Formen finden, manche neue Aufgabe kam hinzu – besonders durch die Angliederung eines Fachhochschulstudienganges. In den Veränderungen der Zeit hat sich die Augustana-Hochschule zu der Kontinuität ihres Auftrages am

Anfang jedes Semesters neu in dem von Lehrenden und Lernenden gemeinsam gesprochenen Immatrikulationswort bekannt:

»Wir wollen mit Eifer die Heilige Schrift lesen,
uns in ihrem Verständnis üben und brüderliche Gemeinschaft
unter dem Worte Gottes halten und bewahren.«

Darin bindet sie sich an die Mitte des Grundbekenntnisses unserer Kirche, nach dem sie ihren Namen bekommen hat und dem gerade gegenwärtig die Christenheit der Ökumene neue Aufmerksamkeit schenkt.

Daß die Augustana-Hochschule ihren – um ein von Georg Merz bevorzugtes Wort zu gebrauchen – »eigentümlichen« Dienst für unsere Kirche in der ihr als kirchlicher, theologischer Hochschule gegebenen Freiheit und Bindung zu jeder Zeit im Segen des Herrn der Kirche tun darf, soll ein Gegenstand unserer Fürbitte bleiben, in die Lehrende und Lernende gleichermaßen eingeschlossen sind.

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Johannes Hanselmann'. The signature is written in a cursive, somewhat stylized script.

D. Dr. Johannes Hanselmann

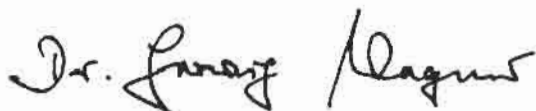
Vom Schreibtisch des Rektors

Nach 30 Jahren – die nächste Generation

Ganz konkret: wenn jetzt Söhne und Töchter derer, die als erste das Experiment Kirchliche Hochschule in Neuendettelsau gewagt haben, die neuen Augustana-Hörsäle füllen, – dann ist das die zweite Generation. Wenn in diesem Jahr auch die letzte Mitarbeiterin der Gründungsjahre in den wohlverdienten Ruhestand gezogen ist, – dann ist die Dienstablösung der ersten Generation völlig.

Dreißig Jahre – das ist kein besonders markanter Punkt, um innezuhalten und zurückzublicken. Darum begeht unsere Hochschule den 10. Dezember 1977 auch nur mit maßvollem Aufwand und mit gedämpfter Publizität. Die Leute der zweiten Generation wissen sehr wohl, daß sie auf den Schultern der Gründer stehen; sie wissen auch wohl um ein aufgetragenes Erbe, das sie selbständig weiterzuführen haben. Davon will diese kleine Veröffentlichung zum 30. Gründungstag reden, in theologischer Besinnung und persönlichem Erinnern, mit statistischen Darlegungen und anhand von Archivbildern.

Wer sich aber in keiner Weise als »zweite Generation« versteht, wie es sicher auf die meisten unserer gegenwärtigen Studierenden zutrifft, weil sie ihr ureigenstes Studium hier beginnen, weiterführen oder zum Abschluß bringen, dem wird gerade deswegen angeboten, sich in der kurzen Zeitspanne einer einzigen Generationenfolge kritisch umzusehen, wo die Grundlagen sind, in welchen Geschichtszusammenhang sie hineingetreten sind, auch was frühere Assistenten und Studieninspektoren heute über ihre Erfahrungen von damals zu sagen haben. Das wäre der Sinn eines solchen kurzen Innehaltens für unsere gegenwärtige Studentengeneration. Es hat sich doch bisher gelohnt, an dieser Kirchlichen Hochschule zu studieren, die längst kein Experiment mehr darstellt, aber die dennoch nicht darauf verzichten will, Neues zu wagen, weil auch einer zweiten Generation der Weg in die Zukunft offen steht – unter der Verheißung ihres HERREN.



Dr. Herwig Wagner

Kirchengesetz über die Errichtung einer Theologischen Hochschule in Neuendettelsau-Heilsbronn.

§ 1.

Die Evang.-Luth. Kirche in Bayern r. d. Rhs. errichtet eine Theologische Hochschule mit dem Namen Augustana-Hochschule mit dem Sitz in Neuendettelsau-Heilsbronn.

§ 2.

Die Augustana-Hochschule in Neuendettelsau-Heilsbronn ist eine kirchliche Hochschule im Sinne des Art. 150 Abs. 1 der Verfassung des Freistaates Bayern vom 2. Dezember 1946.

§ 3.

Die Augustana-Hochschule dient der Vorbereitung auf das geistliche Amt in der evang.-luth. Kirche.

§ 4.

Das Dozentenkollegium besteht aus dem Rektor und den Dozenten. Die Dozenten sowie die erforderlichen Hilfskräfte werden vom Landeskirchenrat ernannt. Das Dozentenkollegium muß gutachtlich gehört werden und kann von sich aus Vorschläge machen.

§ 5.

Die weiteren Einzelheiten bestimmt eine Satzung, die der Landeskirchenrat mit Zustimmung des Landesynodalausschusses erläßt.

Glauben – Bekennen – Theologie

Überlegungen und Anregungen in einem Jubiläumsjahr

Das Dozentenkollegium hat beschlossen, zum 30. Jahrestag der Gründung der Augustana-Hochschule eine kleine »Festschrift« herauszugeben. Als einer, der 20 Jahre das Fach der Systematischen Theologie vertreten hat und fast während der halben bisherigen Lebensdauer der Hochschule mit dem Amt des Rektors betraut war, bin ich um einen kurzen Beitrag dazu gebeten worden. Meine Tätigkeit am Ende des ersten Jahrzehnts begann nach dem Vorschlag des damaligen Rektors D. Georg Merz mit einer vierstündigen Vorlesung über die Theologie der Augustana. Neben Themen zu Fragen aus dem Gebiet der Dogmatik, Ethik und Philosophie habe ich mich in Vorlesungen und Seminaren immer wieder mit der Bekenntnistradition unserer Kirche befaßt. Eine systematische Theologie, die sich die Chance dazu entgehen läßt, leidet notwendig Schaden. Aus dieser persönlichen Perspektive möchten die nachfolgenden Überlegungen und Anregungen verstanden werden.

I.

Das Jahr 1977 legt uns noch aus anderen Gründen das theologische Bedenken der Wirklichkeitsbezüge nahe, die mit den Begriffen Glauben und Bekennen angesprochen werden. Im Frühsommer dieses Jahres wurde des 400jährigen Bestehens der Konkordienformel in festlichen Veranstaltungen und Kongressen gedacht. An großen Worten hat es dabei nicht gefehlt. So wurde die Konkordienformel als »theologisches Wunder« angesichts der Zerrissenheit des Luthertums der damaligen Zeit bewertet und als das klassische Beispiel bezeichnet, wie in einer Bekenntnisschrift ohne ein hierarchisches Lehramt Lehren entschieden und Grenzen aufgezeigt werden konnten.

Solche Sätze rufen zwiespältige Gefühle hervor. Wenn man sich die Zerrissenheit innerhalb des Luthertums nach dem Tode der führenden Männer der ersten Generation vergegenwärtigt, verdient die mühsame Arbeit an der Konkordienformel und ihre Fertigstellung 1577 Würdigung und Anerkennung. Aber man wird dabei nicht übersehen dürfen, daß dieses »theologische Wunder« ohne den politischen Druck und die finanzielle Hilfe einiger deutscher lutherischer Fürsten kaum zustande gekommen wäre. Der Ausfall des hierarchischen Lehramtes war eine zweiseitige Sache. In dieser Lücke machte die weltliche Obrigkeit ihren Einfluß geltend. Der dann bald – hüben und drüben – praktizierte Grundsatz: cuius regio eius religio kann nicht als eine annehmbare Alternative zum eigenständigen kirchlichen Lehramt angesehen werden.

Man sollte darum die Unterschrift von 8000 Pfarrern unter die Konkordienformel auch nicht zu hoch bewerten.

Die von den führenden Theologen der damaligen Zeit – es waren vornehmlich Männer der zweiten Generation, die noch eine persönliche Beziehung zu den Reformatoren gehabt hatten – investierte Mühe, ihre Frömmigkeit und ihr theologisches Urteilsvermögen sind und bleiben für alle Zeit beispielhaft. Mit großer Sachkenntnis und in der immer wieder zum Ausdruck gebrachten Absicht, die Glaubenserfahrung und das Grundbekenntnis der Reformation festzuhalten, haben sie sich bemüht, die Elemente des Anstoßes auszuräumen, die sich im innerlutherischen Bereich angesammelt hatten. Dabei war es wohl unvermeidlich, sich auf Probleme und Fragestellungen einzulassen, die nicht das geistlich-theologische Gewicht haben, um in einem Dokument erörtert und beantwortet zu werden, dem schließlich Bekenntnisrang zufiel.

Es bestehen zwar theologische Sachzusammenhänge zwischen den in der Konkordienformel erörterten Fragen, z. B. zur Lehre von der Erbsünde, vom freien Willen, von den guten Werken, von Gesetz und Evangelium, vom Gesetz und seinem mehrfachen Gebrauch, vom Abendmahl und der Christologie etc. und dem eigentlichen Inhalt unseres Glaubens an den Dreieinigigen Gott. Aber entstehen so allgemein verbindliche Glaubensbekenntnisse, wenn etwa der Fragestellung Raum gegeben wird, ob Jesus Christus nach seiner göttlichen oder menschlichen Natur unsere Gerechtigkeit sei (Art. III), ob gute Werke zur Seligkeit nötig oder schädlich seien (Art. IV) oder wie es mit der Vereinigung der beiden Naturen in Christus bestellt sei (Art. VIII)?

Es ist einleuchtend, daß die Antworten hier nicht mit einem Satz gegeben werden können. Zwar wird von der Formel fleißig Gebrauch gemacht; wir glauben, lehren und bekennen. Aber die dann folgenden inhaltlichen Aussagen spiegeln nach Form und Inhalt und durch die Begriffswahl die theologische Fachdiskussion wieder, die in der Kirche ebenfalls ihr Recht und ihre Notwendigkeit hat, aber nicht Bekenntnisrang und Bekenntnisautorität beanspruchen sollte. Eine für den theologisch nicht gebildeten Christen verständliche und darum annehmbare Einladung zum Mitbekennen, wie sie das Apostolische Glaubensbekenntnis und Luthers Nachdichtung des Nizänischen Glaubensbekenntnisses waren und sind, war die Konkordienformel nie und kann sie von ihrer Struktur her nie werden. Darin unterscheidet sie sich auch von der *Confessio Augustana*, wenigstens was die grundlegenden Artikel im ersten Teil anbetrifft.

Damit soll die geschichtliche und theologische Bedeutung der Konkordienformel nicht herabgemindert oder gar bestritten werden. Im Gegenteil. Sie war – und wollte sein – ein theologischer Kommentar zum wichtigsten Bekenntnisdokument der Reformation: der *Confessio Augustana*. Wenn die Pläne einer Anerkennung der Augustana durch die Römisch-Katholische Kirche ernsthaft Gestalt annehmen sollten, wird die Konkordienformel von einer ganz neuen Seite her interessant werden. Aber sie muß dann in manchen Stücken neu geschrieben werden, weil neue Partner ins Gespräch eintreten und die Zeltsituation sich gewandelt hat.

Es wird sich dabei zeigen, wie die Kirchen der Reformation, die von der Geschichte her Kirchen Augsburgischen Bekenntnisses sind und sein wollen, in diesem neuen theologischen Dialog einer Kommentierung der Confessio Augustana bestehen können. Sie tun sich selbst und der Gesamtkommene vermutlich keinen guten Dienst und leisten keinen hilfreichen Beitrag, wenn sie – um es mit einer Formulierung aus den Nachrichten der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern zu sagen (1977/11) – sich als Vertreter «einer spezifisch lutherischen Kirche» verstehen, die den 28. Mai 1577, den Tag der Fertigstellung der Konkordienformel als ihren Geburtstag ansieht, weil sie erst damit nach langem Streit zur konfessionellen Einheit und Eindeutigkeit gekommen sei.

Die Verlegenheit, in der wir uns befinden, kommt in einem Gedenkartikel eines viel gelesenen Gemeindeblattes zum 400jährigen Jubiläum der Konkordienformel: «Um Kircheneinheit und Bekenntnis» zum Ausdruck. Er beginnt mit der lapidaren Feststellung, die fast einem Offenbarungseid gleichkommt: «Die Konkordienformel zählt zu den lutherischen Bekenntnisschriften, aber nur wenige werden sie kennen» (vgl. Sonntagsblatt für die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern, Nr. 22, 1977).

Man kann diese Feststellung zum Anlaß nehmen, um über die geistige und geistliche Verwahrlosung in unserer Kirche zu klagen und nach Wegen der Abhilfe zu suchen. Wir wollen in der Beziehung auch nichts beschönigen. Aber es muß auch bedacht werden kann, daß ein Bekenntnis, das nicht bekannt ist und schon darum nicht bekannt werden kann, ein Widerspruch in sich ist! Das ist nicht respektlos gemeint, sondern umgekehrt Ausdruck des Respektes vor dem besonderen Charakter dieses theologiegeschichtlich bedeutsamen Dokuments der Konkordienformel. Hier helfen historische Untersuchungen darüber, ob dieses Dokument durch die Gunst oder Ungunst der Zeitläufe in einem Gebiet kirchenrechtlich Bekenntnisrang erhalten hat oder nicht, weder positiv noch negativ weiter. Wer gar meint, dadurch könne eine Sicherung des Bekenntnisstandes heute erreicht werden, muß sich fragen lassen, ob er sich der geistlich-theologischen Voraussetzungen für Glauben und Bekennen bewußt ist.

Jubliäumsfeiern sind ihrem Wesen nach – ob wir an die 30 Jahre Augustana-Hochschule oder an 400 Jahre Konkordienformel denken – , zunächst rückwärts orientiert. Aber die Rückbesinnung auf die Vergangenheit soll dem Weg in die Zukunft dienen. In diesem Sinne kann das große Jubiläum für das kleine hilfreich sein. Ein Kommentar verweist zurück auf den Text, den er erklärend und verdeutlichend wiederholt. Die Konkordienformel bezieht sich in diesem Sinne auf die Confessio Augustana und damit auf das Ereignis zurück, dem unsere Hochschule über 400 Jahre später ihren Namen verdankt.

Diese Namensgebung ist der Beweis dafür, daß diese Rückbeziehung in der Offenheit für die jeweilige Gegenwart und Zukunft nicht aufgehört hat, sondern immer neu aufgenommen werden soll. Wie das vom Inhaber des Lehrstuhles für Systematische Theologie durch zwanzig Jahre hindurch versucht wurde, wollen die nachfolgenden

Leitsätze andeuten. Sie sind eine Aufforderung, sich ständig neu einer theologischen Grundlagenbesinnung auszusetzen. Glauben und Bekennen sind mehr als nur Leitbegriffe, die sich im Jubiläumsjahr anbieten; sie sind Hinweise auf die Wirklichkeit Gottes im Leben des Menschen und der Welt.

Es soll aber auch angezeigt werden, daß Glauben Erkenntnis vermittelt und zum Bekennen nötigt. Der eine Glaube entfaltet sich und will konkret ausgesprochen werden. Indem wir der Notwendigkeit und der Problematik dieser Entfaltung des einen Glaubens nachgehen, kommen wir unausweichlich wieder zu den angedeuteten Fragen, die sich uns im Jubiläumsjahr stellen.

II.

1. Eine theologische Grundlagenbestimmung muß sich dem Problem der Situationsbedingtheit des Glaubens stellen. Davon sind seine Faktizität und sein Inhalt betroffen. Das ist keineswegs erst ein Phänomen der Gegenwart, sondern mit dem Wesen des *christlichen* Glaubens vermach. Denn der christliche Glaube hat *den* Gott zum Inhalt und dessen Offenbarung zum Anhalt, der sich dem Menschen im Sosein und Dasein dieser Welt zugewandt hat und zuwendet.

2. In der theologischen Diskussion der Gegenwart stellt sich diese Problematik aber aus macherlei Gründen besonders dringlich. Davon ist die Theologie in ihren verschiedenen Disziplinen ebenso wie das Handeln der Kirche betroffen. Die den christlichen Glauben reflektierende Theologie verfehlt ihre Aufgabe, wenn sie der damit gegebenen Spannung ausweicht. Sie darf sich weder in einer religiösen Situationsanalyse erschöpfen, noch den Glauben nur an überzeitlichen Wahrheiten orientieren und in allgemeinen Lehrsätzen festzuschreiben versuchen.

3. In der hier auszuhaltenden und durchzustehenden Spannung muß die den Glauben initiiierende und strukturierende Dominante erkannt und anerkannt werden. Ursprünglichkeit und Situationsgemäßigkeit des Glaubens sind nicht Orientierungspunkte, zwischen denen ein Kompromiß herzustellen ist, sondern Hinweise auf die im Glaubensgeschehen sich Geltung verschaffende Dynamis Gottes. Die Rückkoppelung des Glaubens von der Situation und der Erfahrung her kann die Ursprungsbedingtheit wohl in einem neuen Lichte erscheinen lassen, sie hat ihren Stellenwert aber in dieser Bewegung.

4. Es ist darum sachlich geboten und methodisch hilfreich, zunächst die Bedeutung der Begriffe »Glauben« und »Bekennen« auf Grund der Texte herauszuarbeiten, die das Reden, Handeln und Kommen *des Gottes* beurkunden, der Glauben ermöglicht und zum Bekenntnis des Glaubens nötigt. Erst dann ist nach den Gründen für die Notwendigkeit einer Entfaltung und Konkretisierung des Glaubensbekenntnisses zu fragen.

5. Die Begriffe »Glauben« und »Bekennen« haben ihre sachliche und formale Prägung im Alten Testament und damit in der hebräischen Sprache erhalten. Die für beide Begriffe gleiche Verbalform (Hiphil) zeigt an, daß Glauben und Bekennen Reaktion auf ein Widerfahrnis sind, das den Menschen von Gott her angeht.

6. Dem hebräischen Begriff für Glauben (*häämin*) liegt das Wort »amen« zugrunde, das auf Gott bezogen, Festigkeit und Stetigkeit in seinem Verhältnis zum Menschen und zur Welt ausdrückt. Gott ist Treue und ubt Treue. Glauben heißt, sich das darin ergangene und ergebende Ja und Amen Gottes gefallen lassen mit allen daraus sich ergebenden Konsequenzen. Durch die Person und die Geschichte Jesu, den das Neue Testament als das »Amen« Gottes für die Welt bezeugt, ist Glauben inhaltlich entscheidend gefüllt und für alle Menschen relevant geworden. Als in der Treue Gottes zum Menschen begründet, ist Glauben wesentlich Vertrauen. Glauben befreit zum Gehorsam und zum Leben in der Liebe, nötigt zum Bekennen, stellt in die Hoffnung und eröffnet eine ihm entsprechende Erkenntnis.

7. Das hebräische Grundwort für Bekennen (*hodia*) ist durch Struktur und Geschichte sehr eng mit der Realität des Glaubens verbunden. In der aktiven Form jada (*erkennen*) kann es das auf den Menschen gerichtete liebende, in Dienst nehmende, aber auch die Wahrheit enthüllende und die Wirklichkeit aufdeckende Erkennen Gottes bedeuten, in der besonderen Hiphilform (*bekennen*) das sich von Gott erkennen lassen und sich ihm zu erkennen geben. Bekennen ist nach biblischem wie allgemein kirchlichen Sprachgebrauch sowohl Bekenntnis des Glaubens als Bekenntnis der Sünde

8. Wie Gottes »Glaube« an den Menschen den Glauben des Menschen an Gott ermöglicht, so ist Gottes »Bekenntnis« zum Menschen sowohl Real- wie Erkenntnisgrund jedes menschlichen Bekennens, das diesen Namen verdient. Da Gott sich trotz allem, was dagegen spricht, um seiner selbst willen zum Menschen und zur Welt als seiner Schöpfung bekennt, ist das Bekennen die von ihm herausgeforderte und ermöglichte Reaktion des Menschen, in der sich dieser vor Gott zu erkennen gibt und zugleich vor der Welt den Gott bekennt, der sich seiner und der Welt angenommen hat.

9. Die aus den sich wandelnden Situationen erwachsende Not-Wendigkeit, das überkommene und akzeptierte Bekenntnis des Glaubens zu entfallen und zu konkretisieren, ist unübersehbar. Derartige Vorgänge sind sowohl im Alten als im Neuen Testament eindrucksvoll bezeugt. Das hat aber weder im Alten noch im Neuen Testament zu einer Dominanz der Situation und der aus ihr erwachsenden Fragestellung geführt, sondern den Erkenntnisprozeß des Glaubens gefördert, der im Bekenntnis zu Gott in seiner Dreifaltigkeit angelegt ist und gipfelt.

10. Als auf den Einen Gott bezogen, der der Dreifaltige ist, ist der Glaube eine Einheit und Ganzheit und zugleich auf Entfaltung und Konkretisierung hin ausgerichtet. Der Beweggrund für diesen Prozeß liegt im Glauben selbst; denn er erschließt dem Erkenntnis, der sich auf ihn einläßt. Der Prozeß der Gewinnung von Erkenntnissen erfolgt

aber in der Geschichte, darum ist die Situationsbedingtheit des Glaubens mit in Betracht zu ziehen. Ihr kommt noetische, aber keine ontische Bedeutung zu.

11. Die Erkenntnis, daß der Glaube Erkenntnis erschließt und dem Bekennen damit neue Aussagen ermöglicht und abverlangt, ist ein Kennzeichen für die Kirche als ökumenische Gemeinschaft in ihrer Gesamtheit. Ihr Weg durch Zeiten, Situationen und unterschiedliche Kulturen erbrachte auch eine Zunahme an Erkenntnis, die in der Formulierung von weiteren Bekenntnissen einen Niederschlag gefunden hat.

12. Diese Bekenntnisse haben in dem Maße Verbindlichkeit, wie sie das Bekenntnis des einen Glaubens an den einen Herrn verstehbar und überzeugend entfalten und konkretisieren. Es ist eine bedingte Verbindlichkeit, d. h. die Verbindlichkeit steht in Relation zu dem apostolischen Urzeugnis von dem Heil Gottes in Jesus Christus. Der Hinweis auf diese Relation -- unsere Väter unterschieden zwischen *norma normata* und *norma normans* -- redet keinem allgemeinen Relativismus oder gar einer völligen Bindungslosigkeit das Wort. Es muß aber auch einem gesetzlichen Mißverständnis und Mißbrauch der Bekenntnisautorität widerstanden werden.

13. Die Komponente der Erfahrung und der Situationsbedingtheit für den Glauben und dessen Bekennen hat auch deshalb Gewicht, weil der Glaube nicht vererbbar ist, sondern mit jedem Menschen neu anfängt und jeder für sich zum »Glauben kommen« muß. Das Problem stellt sich in besonderer Schärfe in der theologischen Ausbildung. In ihr geht es darum, junge Menschen dahin zu führen, die Verbindlichkeit des Glaubensbekenntnisses in der Freiheit zu bejahen, zu der Christus befreit und an die er bindet. Entscheidend ist dafür die Einsicht, daß die Verbindlichkeit des Glaubens und seines Bekennens (bis hin zur Lehrverpflichtung bei der Ordination) keine unbillige Zumutung an den Menschen ist, sondern die Verbindlichkeit widerspiegelt und exemplifiziert, mit der Gott sich in Jesus Christus als der Dreifaltige dem Menschen und der Welt zugesagt hat.

14. Es ist aber nicht nur dem Hang zum Agnostizismus zu widerstehen, sondern auch der Versuchung, sich in Spekulationen über Gott und den Menschen und sein Wirken in der Geschichte, sei es zum Heile, sei es zum Gerichte, zu ergehen. Gott muß jedem Glaubenden und jeder Generation zu, nach dem Maße des Glaubens, wie er es zuteilt, zu reden und zu handeln.

15. Darum muß neben der Notwendigkeit auch die Problematik einer Entfaltung gesehen werden, besonders dann, wenn detaillierten begrifflichen Festlegungen Bekenntnisrang zufällt. Weil das Maß des Glaubens (Röm 12, 3) und der aus dem Glauben erwachsenden Erkenntnis unterschiedlich ist, darum stellt sich die Frage nach der Verbindlichkeit von Bekenntnisformulierungen und Bekenntnisschriften, die aus der Vergangenheit uns überkommen sind und die auf Grund der Begrifflichkeit und Fragestellung Verstehensschwierigkeiten bereiten.

16. In besonderer Weise gilt das für die Konkordienformel, die in einem Teil der lutherischen Kirchen Bekenntnis und Gegenstand der Lehrverpflichtung für solche ist.

die in ihnen ein Amt ausüben. Die theologie- und kirchengeschichtliche Bedeutung der Konkordienformel ist unbestreitbar, auch wenn sie niemals die gleiche Gemeindenähe und Gemeindegemäßigkeit wie andere Bekenntnisse gehabt hat. Aber ihr Charakter als bleibend gültiges *Bekenntnis* ist problematisch. Sie ist in mehrfacher Hinsicht geprägt durch die Bedingungen der Entstehungszeit. Sie war für die Überwindung inner-lutherischer Gegensätze von entscheidender Bedeutung; ihre Autoren waren dabei genötigt, sich auf Fragestellungen und Probleme einzulassen und sich zu ihrer Lösung Begriffe und Denkstrukturen zu bedienen, die für eine theologische Abhandlung, aber nicht für einen Bekenntnistext angemessen sind. Den Weg zu einer sachgemäßen Würdigung weist die Konkordienformel selbst durch ihren Rückbezug auf die *Confessio Augustana*, die ihrerseits nichts anderes will, als den einen, allezeit gültigen christlichen Glauben zu bekennen. Darum widerspricht es der Intention der Konkordienformel, wenn ihre Autorität formal und gesetzlich geltend gemacht wird. Diese kann nur gewonnen und sinnvoll gemacht werden durch eine radikale d. h. wurzelhafte Neuorientierung am Ursprung und dem zentralen Inhalt des einen christlichen Glaubens.

PROF. DR. HELMUT ANGERMEYER

Gemeindepraktikum im Theologiestudium

In der 1974 veröffentlichten neuen Ordnung der theologischen Aufnahmeprüfung der Evang.-Luth. Kirche in Bayern wird als eine der Zulassungsvoraussetzungen »die Bestätigung der Teilnahme an mindestens einem vom Prüfungsamt anerkannten theoriebegleiteten Praktikum« festgesetzt. Als Ziel ist genannt: »Schon im Studium soll der Student der Theologie der kirchlichen Praxis begegnen. Er soll Gelegenheit haben, die Beobachtungen und Erfahrungen kirchlichen Handelns in sein Studium einzubringen.« Alle Praktika sollen die Dimension der Gemeinde und des Pfarramts ansprechen. Sie werden darum in der Regel in einer Ortsgemeinde durchgeführt; darüber hinaus werden Praktika in der Militärseelsorge, im diakonischen Bereich und wie bisher schon in der Industrie angeboten. Die Mindestdauer eines Gemeindepraktikums sind vier Wochen.

Nun haben bereits in früheren Generationen Theologiestudenten in den Semesterferien in Industriebetrieben gearbeitet. Eine gezielte Theoriebegleitung wurde vor allem nach dem letzten Krieg damit verbunden, z. B. vom Villigster Studienwerk und von landeskirchlichen Ämtern für Industrie- und Sozialarbeit. Im Zusammenhang mit der Diskussion über die Reform der theologischen Ausbildung erfolgten dann weitere Versuche. An unserer Hochschule kam es schon bald zu kleinen freiwilligen Kontaktgruppen im Fach »Praktische Theologie«. Neben Einsätzen auf sozialpädagogischen Fel-

dern lag das Gewicht bewußt auf der Ortsgemeinde. Hier waren zwei Motive wirksam, die das Leben der Hochschule von Anfang an geprägt haben: Es ist ja bekannt, daß in jedem Semester eine nicht geringe Zahl von Studenten in Eigeninitiative einen mehrere Wochenstunden umfassenden Dienst in einem der Heime für behinderte Kinder oder für alte Menschen übernimmt; für sie wird in Abständen eine pastoralpsychologische Übung angeboten. Zum andern kommt es zur Begegnung mit den Pfarrern, die an Kursen des Pastorkollegs in Neuendettelsau teilnehmen. Diese Berührung von Studenten und Pfarrern ist eine besondere Eigenart der Neuendettelsauer Hochschulgründung. Davon soll kurz berichtet werden, weil wir hier nicht ohne Grund einen Zusammenhang mit dem nun organisierten Mentorendienst der Pfarrer im studentischen Gemeindepraktikum sehen – wobei wir uns bewußt sind, daß zum Teil andernorts bezüglich der Gemeindepraktika unabhängig von unserer Hochschul-Tradition ähnlich argumentiert wird.

I.

Georg Merz hatte schon als Dozent an der Kirchlichen Hochschule Bethel erkannt, daß es für Theologiestudenten einen großen Gewinn bedeutet, wenn sie einen Teil ihrer wissenschaftlichen Bildung in der Verbindung mit einer Gemeinde empfangen, die in lebendiger Beziehung zu Diakonie und Mission steht. Die »Väter« Neuendettelsaus, voran Wilhelm Löhe, bestätigten ihn darin. Nun begann das Leben der ersten Studiensemester in Neuendettelsau direkt in Räumen der »Diakonissenanstalt«, so daß die Diakonie einschließlich der sie tragenden Gottesdienste ein Stück des Hochschullebens war. Die Verbindung mit der Mission stellte Merz durch die Berufung des Missionsinspektors Georg F. Vicedom zum Hochschulprofessor her.

Bei der offiziellen Eröffnung der Augustana-Hochschule am 10. Dezember 1947 nennt darum Rektor Merz Diakonie, Mission und Liturgie als drei das Studium der Theologie mitprägende Merkmale. Aber er fährt dann fort. »Wir stellen noch – und das wäre das vierte – in unsere Augustana-Hochschule das Pastorkolleg hinein. Mindestens zweimal im Semester erscheinen ein Dutzend Pfarrer oder mehr und leben mit uns zusammen. Und leben nicht nur, sie nehmen teil, sie besprechen sich mit uns.« Er sieht eine eminent wichtige pädagogische Aufgabe darin, daß »die Tradition nicht abreißt«: »Sind wir nicht dadurch mit am meisten getroffen, daß ein Geschlecht heranwächst, das nichts weiß von Vätern, denen man höchstens sagt, die Väter haben so oder so versagt? Und nun begegnen die 40- und 45-jährigen den 20- und 25-jährigen, und in ihrem Gespräch erkennt der junge Mann, was der Alte und Älterwerdende in seiner Gemeinde erfährt, und der Alte lernt die Ideale der Jugend kennen, wird bewegt von ihren Problemen.« (Nachrichten der Evang.-Luth. Kirche in Bayern, 3. Jg. Nr. 1/1948, S. 6). Merz erkennt hier einen ganz bestimmten Weg, wie die Hochschule ihre Aufgabe, Pfarrer zu erziehen, lösen könnte. In einem Aufsatz über »Wesen und Auf-

gabe der kirchlichen Hochschule« entfaltet er dies noch. Diese »Begegnung zwischen jungen und alten Theologen ... mahnt den jungen Studenten an seinen künftigen Dienst und damit an seine Verantwortung. Damit widerfährt ihm etwas Gutes ... Denn es gibt keine Theologie ohne das Amt des Wortes und darum keinen Theologen losgelöst von der Verantwortung des Pfarrerstandes.« (Die Verantwortung der Kirche für die Ausbildung ihrer Pfarrer. Kirchlich-Theologische Hefte, Nr. IV, München 1948, S. 19).

Als Merz, der ja zugleich Rektor des Pastoralkollegs war, zehn Jahre später in einem Bericht über das Pastoralkolleg über seine Erfahrungen mit den Kollegiaten berichtet, finden wir Sätze, die wir zugleich auch in ihrer Bedeutung für deren studentische Gesprächspartner an der Hochschule lesen können. Er hebt hervor, daß man etwa bereits im Vollzug der »hora biographica« ... »lernte, Vorurteile zu berichtigen. Geschichte wurde dadurch neu, daß man nicht das Überkommene weitertrug, sondern sich von anderen sagen ließ, warum er manches anders sah und sieht. Vor allem aber wurde dieses Lernen als notwendige Aufgabe der Pfarrer verstanden. Als lebendiger Mensch steht er unter lebendigen Menschen. Mit seinem ganzen Wesen, seiner Vergangenheit in ihrem Werden und in ihrem Tun ist er gerufen« (Nachrichten 10. Jg. Nr. 19/1955, S. 294).

Hier ist ein Konzept, das die Existenz der Theologiestudenten und der Gemeindepfarrer in Verbindung bringen will. Damit hat Merz die spezifischen wissenschaftlichen und bildungsmäßigen Anforderungen an die Studenten keineswegs gering geachtet. Wie sehr er auf hohen Studienanforderungen bestanden hat, unterstreichen z. B. seine Schlußsätze in dem Aufsatz über »Die Anfänge der Augustana-Hochschule und ihre Voraussetzungen«: »Vor allem müssen wir bedenken, daß eine Hochschule von ihrem Studium lebt. Studieren aber heißt lernen, heißt unverdrossen und methodisch lernen ... Darum gehört die kirchliche Hochschule mit der Fakultät zur gleichen Familie und muß im brüderlichen Verein lernen. Wir wissen, daß jeder unserer Studenten von einer Fakultät kommt oder zu einer geht. Wir stehen in *einer* Gemeinschaft« (Das Wort Gottes in Geschichte und Gegenwart. Theologische Aufsätze von Mitarbeitern an der Augustana-Hochschule, hsg. anlässlich des 10. Jahrestages ihres Bestehens von W. Andersen, München 1957, S. 248)

II.

Wir hören heute natürlich in den pastoraltheologischen Grundsätzen des Gründungsrektors auch die spezifische Situation der Nachkriegszeit mit. Die Verhältnisse haben sich laufend geändert, auch in der Organisation der beiden hier entstandenen Institutionen. Das betrifft die räumliche Verselbständigung der Hochschule wie die Entwicklung ihres didaktischen Konzepts mit der Integration der Sprachkurse in eine gründliche theologische Ausbildung. Die Verselbständigung des Pastoralkollegs zeigt die kleine Chronologie auf, die sein gegenwärtiger Rektor Dr. Voll im »Lesebuch zur

Geschichte des Pastoralkollegs Neuendettelsau« 1977 erstellt hat. Dennoch gibt es noch einige Verbindungen. In jedem Kurs des Pastoralkollegs kommt es zu einem – wenn auch zeitlich begrenzten – Informationsgespräch mit den Professoren der Hochschule und anschließendem Mittagessen in der Mensa. Studenten bemühen sich ebenfalls häufig um einen Kontakt, um mit den Pfarrern ihre Probleme hinsichtlich des Pfarrerbildes und der Kirche zu diskutieren.

Zugleich ist zu berücksichtigen, daß die Verbindung der Studenten zur Gemeinde Neuendettelsau und deren Gottesdiensten stark gelockert ist, seitdem der überwiegende Teil ziemlich regelmäßig – genau wie von anderen Studienorten auch – an den Wochenenden in die Heimatgemeinde zurückfährt. Sie haben dort oft starke Bindungen an Jugend- und Dienstgruppen. Doch muß man auch gegenwärtig von einem differenzierten Verhältnis der Studenten zur Gemeinde ausgehen, das von Prägung durch bestimmte Gruppenfrömmigkeit über Mitarbeit in kritischer Offenheit bis zu distanzierterm Suchen reicht. In diesem Zusammenhang kann es nicht um eine Analyse dieser Situation gehen, sondern um den Versuch, den Stellenwert eines Gemeindepraktikums in diesen heutigen Gegebenheiten zu beschreiben. Wir legen dabei an der Hochschule Wert darauf, dem Studenten eine Gemeinde und einen Mentor zu vermitteln, die einer anderen Region angehören, wo er also Gemeindestrukturen begegnen kann, die nicht denen seiner Heimatgemeinde entsprechen, und einem Pfarrer, zu dem er bisher keine persönlichen Beziehungen hatte.

Was soll der Student erfahren? Es handelt sich hier um intentionale Ziele, d. h. um Absichten und Hoffnungen, die nicht oder nur teilweise in »Ergebnissen« feststellbar sind, weil sie Aspekte einschließen, die für die Teilnehmer meist erst in der Zukunft bedeutsam werden können. Man kann zwei Bereiche nennen, die viele Einzeldinge umgreifen. Erstens, wie sich Gemeinden heute darstellen; in ihrer veränderten Gliederung in Städten wie auf dem Lande, verursacht vor allem durch wirtschaftlich-industrielle Strukturveränderungen; in ihren inneren Kräften, vor allem in der Auseinandersetzung mit Tradition und Gegenwartsanforderungen; Kirchengemeinde als Gruppe in der Gesellschaft eines Ortes bzw. einer Region, partizipierend an bzw. bestimmt von den verschiedenen geistigen Bewegungen. Damit sollen nur einige wichtige Prozesse angesprochen werden. Aber entscheidend ist nun, daß der Student den Blick bekommt für die Menschen, die vielen Menschen, die in diesen Strukturen leben, für ihre berufliche und persönliche Situation, für Zwänge, Bedürfnisse und Sehnsüchte, für Abwehr wie Erwartung und Bereitschaft auch gegenüber der Kirche, wobei »Kirche« eben in den Menschen, die in der Gemeinde leben, begegnet.

Man darf es als einen großen Gewinn betrachten, wenn durch das Praktikum ein Student etwas davon freier wird, Kirche und Gemeinde in vorgegebenen Mustern zu sehen; wenn er seine Vorurteile gegenüber dem traditionellen kirchlichen Leben hinterfragen läßt, weil er auch etwas von dem entdeckt hat, was lebendig ist in den heutigen Gemeinden, und zwar oft anders als bisher gewöhnt.

Das zweite Ziel geht damit Hand in Hand: die Begegnung mit einem oder einigen Pfarrern, die dem Studenten bisher nicht bekannt waren. Auch das Bild vom Pfarrer soll in Bewegung kommen, soll vielfältiger, farbiger werden können, und zwar gerade hinsichtlich der menschlich-theologischen Prägung als einer Einheit. Es kann sich als günstig erweisen, wenn neben dem verantwortlichen Mentor noch ein zweiter Pfarrer oder ein Vikar beteiligt ist.

In der Berufsanalyse der letzten Jahre spielt u. a. der Pfarrer als »Bürge« eine Rolle. Im Verständnis der Zeitgenossen ist er weithin der, der für die Wahrheit steht, und zwar in seiner personal-kommunikativen Zuwendung zu den Mitmenschen. Studenten werden wohl rasch mit dem Pfarrer darin einig sein, daß mit dieser Erwartung eine ungeheuerere Anforderung verbunden ist. Ihre Reaktion kann darum zum Teil dahin gehen, daß sie zu einem »zentralen« Verständnis von Pfarrerdienst neigen, das in Wahrheit eine Einführung des Berufes und des Berufsbildes darstellt. Eben deshalb erscheint es mir wichtig, daß die positive und insofern ermunternde Seite dieser ambivalenten Erwartung deutlich wird. Es ist hilfreich, wenn ein Student beobachten und einsehen kann: »Bürge« ist der Pfarrer in vielfacher Weise und Gestalt; »Bürge« ist er auch niemals als Solist – er muß er nicht sein, er darf es nicht sein wollen!

III.

Das Praktikum während der Studienjahre kann und soll nicht auf praktische Einübung in den Arbeitsfeldern eines Pfarrers ausgerichtet sein. Die Begegnung mit der Praxis unter dem interpretierenden Beistand des Mentors zielt auf Berufsorientierung und Studienmotivierung. Die Beobachtungen und Erfahrungen sollen in das Studium eingebracht werden, d. h. durch theoretische Reflexion vertieft und »mit Lernvollzügen konfrontiert werden« (Rahmenordnung). Diese verstärkte Anstrengung ist das Entscheidende. Die Bereitschaft des Studenten dazu wird weithin im Praktikum geschaffen. Die Verantwortung verteilt sich bei diesem Konzept also auf die Pfarrer als Mentoren und auf die Professoren, denen die »Aufarbeitung« obliegt.

Als eine entscheidende Aufgabe des Mentors hat sich erwiesen, die Beobachtung des Studenten zu schärfen, sein Aufmerksamwerden für das »Neue«, das ihm hier begegnen kann, zu fördern. Es betrifft die einzelnen Menschen wie die Strukturen einer Gemeinde und die Ordnung der Tätigkeit eines Pfarrers in der Vielfalt seiner Aufgaben. Dazu ist notwendig, daß die Hintergründe der einzelnen Vorgänge und Handlungen erkennbar gemacht werden, damit ein Verständnis möglich wird für das, was in einer Gemeinde da ist an Gewachsenem und an weiteren Möglichkeiten. Als sehr hilfreich erweist sich dabei, wenn dem Studenten die Begegnung mit Gemeindegliedern (Einladungen) über den Kreis der Kirchenvorsteher hinaus ermöglicht wird.

In der Person des Pfarrers sollte der Student »angewandte Theologie« erleben können. Georg Merz hat in seinem Bericht über das Pastorkolleg seinerzeit betont: »Es

ist ein Irrtum, von einem »abgeschlossenen Studium« zu träumen. Wenn Luther vom Christenmenschen sagt: »Christianus non est in esse, sed in fieri«, so gilt das in spezifischem Sinne vom christlichen Prediger. »Für die Studenten ist dieser theologische Bezug und das theologische Arbeiten des Mentors freilich nicht immer direkt erkennbar. Darum ist es wichtig, daß ihnen deutlich gemacht wird, wo und wie theologisches Wissen in verschiedenen Gemeindesituationen unbedingt notwendig und im Grunde für das konkrete Reden und Verhalten entscheidend ist. Gerade weil für sie pädagogische, psychologische und organisatorische Überlegungen und Notwendigkeiten eher bemerkbar werden, müssen sie die Praxis theologisch sehen lernen. Der Erfahrungsaustausch mit den Mentoren hat diese vorrangige Aufgabe bestätigt. Auch die »menschlichen« Seiten und Probleme der Pfarrerexistenz (Familienleben, Freizeit, Selbstentfaltung von Frau und Mann), die die junge Generation bekanntlich schon während des Studiums stark beschäftigen, lassen sich im Grunde nur von hier aus hilfreich besprechen. Daß die Studenten darauf warten, unterliegt keinem Zweifel.

Die anschließende sog. Aufarbeitung des Gemeindepraktikums kann sich optimal in zwei Phasen vollziehen: in einem mehrtägigen Blockseminar und in einer wissenschaftlichen Lehrveranstaltung im anschließenden Semester. Damit sind zwei unterschiedliche Ziele verbunden.

Das Blockseminar vereinigt vor Semesterbeginn alle Studenten, die in den zurückliegenden Ferien ihr Praktikum gemacht haben. Es dient dem Erfahrungsaustausch, der mit den Stichworten »Gemeinde« und »Pfarrer« umschrieben ist. Die Gruppen- und Plenumsdiskussion der sehr unterschiedlichen Eindrücke und Bewertungen ist das entscheidende Element; Beispiel: der Einsatz des Pfarrers in der Schule als »lohnendes Engagement« oder als »dilettantischer Kräfteverschleiß«? Dazu hilft auch der in das Blockseminar eingebaute Mentorentag. Ziel dieser zeitlich begrenzten Gespräche kann keinesfalls die Klärung aller komplexen Probleme sein; sie kann bestenfalls an einem Beispiel (Kasualdienst) versucht werden.

Bezüge zu einer Lehrveranstaltung im anschließenden Semester können sich von sehr verschiedenen Anstößen und Problemfeldern her ergeben, so innerhalb der Praktischen Theologie z. B. zu einem Seminar über die Konfirmandenarbeit der Kirche in der säkularen Gesellschaft, über Probleme der frühkindlichen religiösen Sozialisation, Jugendarbeit, Verständnis von Amt und Gemeinde in der ökumenischen Diskussion. Bereits diese letztgenannte Thematik zeigt, daß die Bezüge über die Praktische Theologie hinausgreifen. Hier kann sicher noch manches geplant und erprobt werden, z. B. auch interdisziplinäre Seminare. Wir halten es aber für notwendig, daß eine exemplarische wissenschaftliche Reflexion einem Praktikum mit Blockseminar angeschlossen wird.

Auf eine Beobachtung muß in diesem Zusammenhang hingewiesen werden: Bei vielen Studenten brechen Fundamentalprobleme, die sie bereits als Studienanfänger stark beschäftigen, nach einem Gemeindepraktikum verschärft hervor. Es geht meist

um das Verhältnis von Glauben und Lernen, z. B. Glaube als Besitzstandswahrung – Wahrheitsfindung im offenen Dialog – persönliche Gaben und Fähigkeiten und Sachkenntnisse – Charisma und Theologie. Im Zusammenhang damit bekommt das Interesse an den Bezugswissenschaften neue Aktualität: die lehrbare Religion – Verhältnis von Theologie und Sozial- bzw. Humanwissenschaften – Bedeutung des inneren Wissenschaftspluralismus – Ideologiebehaftung empirischer Erkenntnisse und Methoden u. a. Die Fragestellung liegt hier für manche Studenten gegenwärtig etwas anders als vor etwa sieben Jahren, weniger als harte Alternative zwischen Theologie und einer Humanwissenschaft überhaupt, vielmehr in einer positivistischen Neigung zu Machbarkeit und Erfolg im Pfarramt mittels dieser Wissenschaften. Gerade deshalb müssen unserer Überzeugung nach die Hintergründe schon im Zusammenhang mit dem Theologiestudium aufgedeckt werden.

Diese Ausführungen sind bewußt in einem positiven Grundtenor geschrieben. Wir erkennen den Stellenwert dieser in die erste Ausbildungsphase integrierten Praktika im Unterschied zu der mit Reflexion verbundenen Einübung in Praxisfelder in der zweiten Ausbildungsphase. Die Begegnung mit einem »neuen« Pfarrer und einer »neuen« Gemeinde kann für den Theologiestudenten eine kleine persönliche Hilfe sein. Das erfordert auf der Seite des Studenten Bereitschaft, Offenheit und oft auch etwas Mut. Viele Pfarrer haben diese ihnen zusätzlich zugewachsene Aufgabe als wichtig erkannt und investieren hier einen großen Aufwand an Zeit und ein hohes Maß an Verständnisbereitschaft. Viele Mentoren, mit denen wir Kontakt haben, sind ehemalige Studenten der Augustana-Hochschule und Teilnehmer am Pastorkolleg. So hat die Hochschule eine neue Möglichkeit, an der Begegnung von Pfarrern und Theologiestudenten sich zu beteiligen. Diese Zeilen sind auch ein Dank an die Pfarrer, die sich mit uns hier verbunden haben.

GERHARD MONNINGER

Die Augustana-Hochschule – ein »schneller Brüter«?

Vita communis als Chance für emotionales und soziales Lernen

Im Jahre 1949 brachte Rudolf Skonietzki, 29 Jahre alt, Theologiestudent aus Ostpreußen im 2. Semester, »unwissenschaftliche Randbemerkungen« über die Augustana-Hochschule zu Papier. Dort heißt es: »Das gemeinsame Heim, Ausdruck des gemeinsamen Wollens, bewahrt seine Bewohner vor aller nutzlosen Aufsplitterung in sich genügende Individualitäten. Gemeinsam weckt sie die Glocke, gemeinsam findet man sich zu den Mahlzeiten im Eßzimmer ein ...« Gemeinsam geschieht natürlich der Besuch der Andachten. Erscheinen ist Pflicht. Das Verlassen der Hochschule an Wo-

chenenden ist nur zu bestimmten Heimfahr-Sonntagen gestattet. Im Bezzelhaus teilen sich vier Männer ein Zimmer. Die Assistenten nehmen beständig, die Professoren häufig an der Tischgemeinschaft teil. Ein ungeschriebenes Gesetz sieht vor, daß Assistenten nicht verheiratet sind. Die Anrede, auch innerhalb der Studentenschaft, ist »Bruder«. Nahezu jeder Student gehört einem Kleinkreis an.

Schon das Theologische Seminar im Kriegsgefangenenlager Rimini, dessen Teilnehmer bekanntlich den Grundstock der ersten Studentenschaft der Hochschule bildeten, kannte eine Lagerordnung, die die Studierenden »vom Wecken über das Morgengebet, das Studium, die gemeinsamen Mahlzeiten, das Lesen, bis hin zum Abendgebet umfing.«

So alt die Idee ist, so alt ist auch die Kritik daran. Stellvertretend für viele Stimmen sei hier aus der Rede des Seniors beim Semesterschlußakt Sommer 1951 zitiert: »Die Arbeit des Semesters war gekennzeichnet durch eine ständige Spannung. Lebhaftige Diskussionen und scharfe Kritik an den bestehenden besonderen Ordnungen unserer Gemeinschaft haben den Verlauf sowohl gefördert als auch gehemmt. Gerade die neu Hinzugekommenen sind nicht mehr gewillt, sich einfach in gegebene Lebensformen einzupassen. Es fehlt vielfach die Bereitschaft zu einer gewissen geistlichen Zucht.«

Dieser Aufsatz unternimmt es, nach der Begründung der *vita communis*, in der Präambel als Wohn-, Tisch- und Arbeitsgemeinschaft interpretiert, zu fragen und ihre Tauglichkeit für die Augustana-Hochschule des Jahres 1977 zu untersuchen.

In einer Rede am Augustana-Tag 1948 bot Georg Merz biblische und bildungsgeschichtliche Beobachtungen auf: »Es ist klar, daß die enge Gemeinschaft zwischen Lehrer und Jünger eine bedeutsame Funktion in der apostolischen Kirche hatte. Markus und Lukas, Silas, Titus und Timotheus werden Pastoren, indem sie Gehilfen der Apostel sind. Die ersten Anfänge einer Erziehung zum kirchlichen Dienst weisen auf die Lebensgemeinschaft ... Auch der Name Universität erinnert an die innerkirchlichen Voraussetzungen entstammende Lebensgemeinschaft der Dozenten und Studenten. ... Ursprünglich war dabei gedacht an die *universitas magistrorum et scholarium*.«

Deutlich wird in dieser Äußerung, daß Merz den Akzent nachdrücklich auf das Lehrer-Schüler-Verhältnis legt. Es fragt sich freilich, wie man auf die Dauer diese Gemeinschaft, außer durch Deklamation, real praktizieren wollte? Eine mönchische Lebensform wie in der mittelalterlichen Burse war nicht vereinbar mit der Lebensform des evangelischen Pfarrhauses. Lehren und Lernen vollzogen sich nicht während der gemeinsamen Arbeit am Aufbau einer Gemeinde oder in der Schicksalsgemeinschaft einer Missionsexpedition, sondern im Hörsaal.

Für die Kriegsgeneration der ersten Jahre scheint mir ein anderes Motiv handgreiflicher zu sein. Hier begannen Männer mit dem Theologiestudium, die Jahre ihrer Jugend in Kasernen, Schützengräben und Kriegsgefangenenlagern zugebracht hatten. Nach ihrer Rückkehr fanden sie die Familien zerstreut, die Elternhäuser zerstört. Daß

diese Generation in der Gemeinschaft der Kommilitonen so etwas wie eine Heimat und eine Familie suchte, lag einfach nahe. Diese kompensatorische Funktion spricht Merz in einer Rede vom 24. 6. 1949 auch aus: »Es gehört zu den Eigenarten unserer Hochschule, daß wir es wagen, den Unterricht der Studenten und ihren privaten Fleiß und ihre Erholung mit einem dem Familienleben ähnlichen Gemeinschaftsleben zu verbinden.«

Unter den theologischen Gründen spielte, soweit es die Chronik erkennen läßt, anfangs besonders das gottesdienstliche-liturgische Argument eine Rolle. Studenten und Dozenten sind eine Gemeinschaft, weil sie miteinander das Gotteslob vollziehen. Im Laufe der Jahre gewinnt dann Dietrich Bonhoeffers Schrift über das »Gemeinsame Leben« an Einfluß. Man diskutiert es in Kleinkreisen und bezieht es auf die eigene Situation. Gemeinschaft wird von Bonhoeffer ganz im Barth'schen Sinn ausschließlich pneumatisch begründet. Daß es überhaupt Gemeinschaft gibt, kann keinesfalls aus der Erfahrung abgeleitet werden. Bonhoeffer warnt nachdrücklich vor einer Verwechslung christlicher Bruderschaft mit dem menschlichen Sehnen nach Gemeinschaft. Wenn es dennoch Gemeinschaft gibt, so wird sie ausschließlich durch das Christusergebnis ermöglicht: »Christus gewann unser Herz, so öffnen wir unser Herz dem Bruder.« Ziel aller Gemeinschaft ist danach: Sich begegnen im Bringen der Heilsbotschaft. Der natürliche Mensch ist zur Bruderschaft nicht fähig.

Mir scheint, daß diese Gedanken Bonhoeffers auch hinter einem Aufsatz in der »Augustana-Chronik 1958« von Jürg Kleemann stecken: »Kain, wo ist dein Bruder Abel?

Mit dieser Frage kommt Gott ins Wohnheim, ohne Rücksicht auf Mittagsruhe und Hausordnung. Und vor seinem Angesicht wird jeder Abel, jeder Kain. Dann aber ist es keine Übertreibung zu sagen, das Wohnheim wird zu einem Schuldgefängnis, in dessen Zellen Gottlose und Mörder hausen...« Für sie eröffnet sich freilich eine letzte Chance: »Kain und Abel können beiseite treten und Christus in ihrer Existenz Platz machen und ihn antworten lassen.«

Ich vermute, daß Pathos und Schrofheit solcher Theologie der Gemeinschaft aus der Enttäuschung geboren sind: Theologiestudenten erweisen sich bei genauerem Hinsehen oft genug als eigenbrötlerisch, ihre Harmonie ist nicht selten gekunstelt, ihre Rivalität nur mühsam verdeckt – da hatte der Studienanfänger etwas anderes erwartet. Die einseitige Betonung des pneumatischen Charakters solcher Gemeinschaft macht die gar nicht glanzvolle Realität leichter erträglich.

Welchen Stellenwert hat die *vita communis* unter den Studenten des Jahres 1977?

Es ist fast merkwürdig, daß das Konzept einer Wohn-, Tisch- und Arbeitsgemeinschaft bis heute von einer größeren Gruppe nie prinzipiell abgelehnt worden ist. Schlechtestenfalls nimmt man es lustlos hin, zugunsten der Möglichkeit, hier die Sprachen schnell zu erlernen. Man wählt die Gemeinschaft nicht willentlich, wächst aber allmählich hinein und gewöhnt sich daran. Wenn darüber gesprochen wird – und das ist in jüngster Zeit wieder häufiger der Fall –, dann mit prinzipieller Sympathie. In An-

dachten wird mehr Gemeinschaft verlangt, die Klage eines Kommilitonen, er fühle sich mitten in der Menge einsam, löst starke Betroffenheit aus. In endlosen Nachtgesprächen und Diskussionen beim Tee vollzieht sich eine Dauerkommunikation beachtlichen Ausmaßes. Es entstehen spontane Arbeitsgruppen. Fest und Feier sind aus dem Hochschulleben nicht wegzudenken. In Fällen, wo einzelne Studenten konkret leiden, habe ich eine erstaunliche Opferbereitschaft erlebt. Von der Möglichkeit, mit den Dozenten das Gespräch zu suchen, wird rege Gebrauch gemacht. An der *mutua consolatio fratrum* hätten auch die Schmalkaldischen Artikel ihre Freude. Hier geschlossene Freundschaften halten nicht selten jahrzehntelang; ganze Gruppen, die die Hochschule verlassen, bleiben auch am neuen Hochschulort zusammen. Gleichzeitig aber werden die Strukturen, die solches Leben gestatten sollen, als Einengung empfunden. Warum soll ich an der Tischgemeinschaft teilnehmen, wenn mir gerade nicht danach ist? Warum soll ich die Studentenversammlung besuchen, wenn kein mich unmittelbar interessierendes Thema auf der Tagesordnung steht? Wenn, wie hier, das individuelle Bedürfnis den Vorrang erhält, dann wird Gemeinschaft konsumiert und zuletzt aufgezehrt. Aus anderen Argumenten hingegen spricht ein sehr gesundes Mißtrauen gegen Realitätsferne und Gemeinschaftsseligkeit. Neuendettelsauer Studenten wollen nicht als Menschen auf einer abseits gelegenen Insel der Seligen verstanden werden. Die selbstgerechte Gemeinschaft in der Idylle lehnen alle ab. Sie wollen als normale Menschen gelten. Aber ist es denn wirklich normal, sich zum Theologiestudium in eine solche Gemeinschaft zu begeben?

Vielleicht haben wir in den letzten Jahren den Fehler gemacht, die besondere Lebensform an der Augustana-Hochschule als etwas Selbstverständliches hinzustellen, die jedermann ganz von selbst bejahen muß, wenn er kein Einzelgänger mit psychischen Defekten ist. Damit wurde auch die Kritik nicht ernstgenommen, die etwa sagte, eine solche Hochschulgemeinschaft in dörflicher Abgeschlossenheit erschwere es, die Probleme einer modernen urbanen Massengesellschaft wahrzunehmen. Der Vorwurf der »pädagogischen Provinz« trifft nicht völlig daneben, aber der Begriff läßt sich auch positiv fassen. Ich halte es für legitim, für einen speziellen Lernprozeß ein Arrangement zu schaffen, in dem bestimmte Probleme abgeblendet sind, um die Lernenden mit anderen umso intensiver zu konfrontieren. Im Grund läuft jeder geplante Lernprozeß darauf hinaus, eine Schwierigkeit zu isolieren und alle Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. Man kann nicht zugleich alles lernen. An anderer Stelle unter anderen Bedingungen mag gelernt werden, was dieses Arrangement nicht ermöglicht. In diesem Sinne wäre die These von G. Merz aufzunehmen, daß das die kirchliche Hochschule das Universitätsstudium niemals ersetzen, sondern ergänzen will. In ähnlicher Weise wird von Teilnehmern an interaktionellen Trainingsgruppen argumentiert. Sie verstehen die Gruppe nicht als getreue Spiegelung der Umwelt, sondern als eine Laborsituation, in der z. B. gruppenspezifische Prozesse mit besonderer Intensität ablaufen und von daher leichter beobachtet und bearbeitet werden können. Daß sich in solchen Gruppen

dennoch ein Mikrokosmos auftut, der genug Herausforderungen an die Lernbereitschaft enthält, sei noch hinzugefügt.

Als ein solches Arrangement hinsichtlich der Sozialform des Lernens möchte ich die Wohn-, Tisch- und Arbeitsgemeinschaft an der Augustana-Hochschule verstehen. Wir haben in ihr eine Art »Labor« für bestimmte Lernprozesse. Diese laufen in einem solchen Labor intensiver, vielleicht bewußter, jedenfalls hitziger und schneller ab als beim einem Studenten, der in der Universitätsstadt isoliert lebt und nur zum Besuch der offiziellen Lehrveranstaltungen mit den Kommilitonen zusammentrifft.

Wenn die Hochschule als eine Art »Lernlabor« verstanden werden kann, dann fragt sich natürlich sofort, was denn da gelernt werden soll. Für die herkömmliche Art theologischen Studiums in Vorlesung und Seminar war und ist ja offenbar ein solches Arrangement nicht notwendig. Kognitives Lernen gelingt auch ohne es, obgleich selbst hier Zweifel erlaubt sind. Denn schließlich müssen kognitive Inhalte auch verarbeitet und ganzheitlich aufgenommen werden. Dies geschieht mit gutem Erfolg in einer Gruppe. Wenn eine Hochschule wie die unsere aber für den Dienst in der Kirche ausbilden will, dann kann sie sich nicht auf den kognitiven Bereich beschränken. Hier sprechen die Einsichten der Lernpsychologie und der Gruppenpädagogik eine eindeutige Sprache. Es gilt nicht nur den Kopf, sondern das Herz des Studenten zu gewinnen (vgl. Jörg Knoll: Kopf und Herz gewinnen. Für ein ganzheitliches Methodenverständnis in der evangelischen Erwachsenenbildung. Nachrichten der Evang.-Luth. Kirche in Bayern 1977, Nr. 17). Pfarrer zu werden heißt auch Rollen einüben und verweigern lernen, heißt Kommunikationsfähigkeit schulen, heißt Wissenschaft, geistliches Leben und öffentliches Engagement verbinden. Hier gilt, daß nicht nur da gelernt wird, wo Lehrer und Schüler im Hörsaal beieinander sitzen; da wird jede Lebenssituation unversehens zur Lernsituation.

Die akademische Theologie hat diese Seite der Ausbildung zum Pfarrer in der Vergangenheit nicht ausreichend ernst genommen. Wie hätte es sonst z. B. dahin kommen können, daß Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre unter den Examenskandidaten die Parole galt: »Nur nicht in den kirchlichen Dienst!«. Es war nicht so sehr eine reaktionäre, von überholten Strukturen verkrustete kirchliche Situation, die damals Absolventen des Theologiestudiums in großer Zahl veranlaßte, durch Zweitstudium oder Promotion im universitären Bereich bleiben zu wollen. Ich glaube vielmehr, daß sie die Rolle des Studenten, speziell des gesellschaftskritischen und Anpassung verweigernden Studenten so gründlich gelernt hatten, daß kein Weg in die kirchlich-bürgerliche Welt zurückführte, auch nicht der Weg des langen Marsches oder der kleinen Schritte. Freilich muß man, wenn man zum Pfarrer ausbildet, zuerst einmal zum Studenten ausbilden. Aber auch die spezielle Studierfähigkeit, wie sie der Gesamtplan für die theologische Ausbildung für den Abschluß der Studieneingangsstufe fordert, erwächst nicht allein aus der Aneignung von Basiswissen, sondern auch aus der Fähigkeit, selbständig und ganzheitlich zu denken.

Im folgenden wird versucht, Lernziele für solches emotionales und soziales Lernen des Theologiestudenten zu formulieren.

1. Emanzipation von Elternhaus und Schule

Zwar ist der Begriff «Emanzipation» in den letzten Jahren reichlich überstrapaziert worden, doch scheint er mir an dieser Stelle angebracht, wo es darum geht, endgültig erwachsen zu werden, selbstverantwortlich zu handeln und sich selbst Ziele zu setzen.

Es erstaunt mich oft, daß in unserer angeblich so mobilen Gesellschaft angehende Studenten den Hochschulort danach auswählen, ob er möglichst nahe am Heimatort gelegen ist. Im Extremfall kann das so aussehen, daß der 25jährige Examenkandidat im selben Bett schläft und das selbe Zimmer bewohnt, das er als Zehnjähriger bezogen hat. Auch am Freizeitverhalten von Studenten läßt sich etwas ähnliches beobachten. Viele verlassen bei jeder sich bietenden Gelegenheit den Hochschulort und suchen den Kreis der Familie und der Freunde aus der Schulzeit auf. Dies gilt auch für Studenten unserer Hochschule, doch bietet die Wohngemeinschaft auf dem Campus einen Anreiz, neue Erfahrungen mit anderen Menschen zu machen.

Daß das Gymnasium den Abiturienten mit manchen Defiziten entläßt, ist schon lange Gegenstand heftiger Klagen. Reformversuche mit der Kollegstufe, die auf das Universitätsstudium vorbereiten soll, sind durch den Kampf um die Stelle hinter dem Komma bei der Numerus clausus-Note zunichte gemacht worden. Der Zwang, den Erfolg um jeden Preis suchen zu müssen, führt dazu, daß nur noch im Blick auf eine abstrakte Ziffer gelernt wird, und nicht mehr aus einer primären Motivation heraus, die dem Lerngegenstand selbst entspringt. Natürlich wird solches Lernen in hohem Maß als fremdbestimmt erlebt. Wir beobachten oft, daß Studienanfänger nicht in der Lage sind, sich sofort auf einen Arbeitsstil umzustellen, dem Druck von außen fehlt. Ein »vergammeltes Semester« ist oft der Preis für eine Umorientierung. Offenbar muß zunächst einmal die Freiheit einfach gekostet und die Erfahrung gemacht werden: Wenn mich die Umstände nicht dazu zwingen, kann ich nichts leisten.

Augenfälliges Schülerverhalten begegnet an den Hochschulen besonders bei Prüfungen. Eine Klausur oder ein Kolloquium wird dann als Autoritätskonflikt erlebt. Jemand, der einer höheren Instanz angehört, will mir Böses und erprobt seine Macht an mir. Daß eine Prüfung nicht mehr sein kann als die Gelegenheit, dem Lernenden die Möglichkeit zur Bestandsaufnahme seiner eigenen Leistung zu geben, wird nicht wahrgenommen. Freilich ist es langwierig und schwierig, solches Verhalten, in einer langen Schülerbiographie eingeübt, wieder zu verlernen. Wo aber Studenten und Dozenten sich nicht nur in den Lehrveranstaltungen, sondern bei vielen anderen Gelegenheiten auf dem Campus fast täglich begegnen, können erste Schritte in eine solche Richtung getan werden.

2. Einübung in die Rolle des Theologiestudenten

Dieses Ziel stellt zu einem Teil einfach die positive Seite des unter 1. genannten Emanzipationsprozesses dar. Student im eigentlichen Sinn zu sein hieße dann, einen neuen Lebenskreis suchen, sich selbst das Maß an Arbeit und Muße zumessen, im Umgang mit Dozenten frei von Autoritätskonflikten sein, Einfluß nehmen auf Lernorganisation und Lernangebot und sich aus eigenem Interesse hin und wieder Lernkontrollen aussetzen. Die Bereitschaft, solch einen Exodus aus der Schulerexistenz heraus zu vollziehen, wird in dem Maße sinken, wo die Umweltbedingungen des Lernens Angst einflößen. Wenn der Studienanfänger isoliert von Freunden, indoktriniert von politischen Gruppen, desorientiert im Irrgarten der Universitätsbürokratie und bedroht von möglichem Versagen in das erste Semester geht, darf man keine Fortentwicklung erwarten. Es müssen also gerade für den Studienanfänger Bedingungen geschaffen werde, die den Start erleichtern, die Isolation überwinden und die Orientierung gewinnen helfen. Vor allem die Gesellschaft derer, die in der gleichen Lage sind, ist hier hilfreich. An unserer Hochschule bieten wir solche Möglichkeiten an und beobachten, daß die Sicherheit, die Studenten hier gewinnen können, auch am neuen Hochschulort Früchte trägt. Die Zahl derer, die sich von Neuendettelsau kommend am neuen Hochschulort z. B. in der studentischen Politik engagieren, ist recht groß.

Die Rolle des Theologiestudenten einüben heißt, Student-Sein als Ausnahmezustand begreifen und nutzen. Diese Feststellung mag nicht mehr zutreffen für z. B. den Chemiestudenten, der eingezwängt in die Masse der Kollegen frühmorgens an sein Labor eilt wie an einen industriellen Arbeitsplatz. Aber für einige Studiengänge gilt noch, daß studentische Existenz gleichbedeutend ist mit Ungebundenheit, mit der Freiheit, nicht nur das Notwendige zu tun, mit der Chance, die prinzipiellen Alternative zu denken und die bürgerliche Gesellschaft aus einer kritischen Distanz wahrzunehmen. Gerade für den Theologiestudenten bleiben noch solche Freiräume, wenngleich sie knapper werden. Daß ein solcher Ausnahmezustand auch einmal eine Ende haben muß, ist klar. Andernfalls gelingt der Übertritt ins Berufsleben nicht, wie wir oben beschrieben haben. Wo im Studium jedoch die Realität des Berufes, die Realität der Kirche und der Gemeinden präsent sind, wird auch ein Weg in die Berufspraxis führen. Die Augustana-Hochschule ist eine kirchliche Hochschule nicht nur darin, daß sie an einem Ort der kirchlichen Werke gelegen ist, daß sie kirchliche Praxis stärker ins Studium hineinnimmt, sondern auch darin, daß sie sich selbst als Gemeinde von Christen versteht. Die Berufssozialisation kann nicht ausschließlich der zweiten Phase der theologischen Ausbildung (Lehrvikariat) überlassen bleiben, doch wo nie eine »studentische Sozialisation« vorausgegangen ist, setzt sie sich dem Verdacht der Anpassung aus.

Die Rolle des Studenten zu erlernen bedeutet schließlich, sich als einen zu verstehen, der unterwegs ist und in Wandlung begriffen. Die Notwendigkeit, sich zu verän-

dem, wird deutlich, wenn man die Motivation untersucht, die den Theologiestudenten zum Studium gebracht hat und weiterhin durch dieses Studium führen soll. Es wäre unbarmherzig und psychologisch falsch, einen Anfänger, der von seinen Erfahrungen im Kindergottesdiensthelferkreis geprägt ist, mit dem Bild zu konfrontieren, er müsse an einem Sterbebett Trost spenden. Die Eingangsmotivation kann nicht bis in die Berufspraxis durchtragen. Das Berufsziel Pfarrer empfinden viele zu Anfang wie einen zu großen Schuh, jedoch machen sie auch die Erfahrung, daß man allmählich in ihn hineinwachsen kann. Aufgabe einer theologischen Hochschule muß es deshalb sein, die Klärung und Vertiefung der Anfangsmotivation zu fördern. Dies kann in Lehrveranstaltungen und in einem Gemeindepraktikum geschehen, aber die Gruppe, in der Erlebnisse, Gefühle und Argumente ausgetauscht werden, spielt für die Fortdauer dieses Prozesses eine gewichtige Rolle. Die Wohn-, Tisch- und Arbeitsgemeinschaft gibt hierfür den Rahmen.

3. Einübung der Kommunikationsfähigkeit

Zu den Begabungen, die der zukünftige Pfarrer für sein Studium mitbringen sollte, gehört mit Gewißheit Sprachbegabung und Kommunikationsbereitschaft. Was der Pfarrer auch tut, er bedient sich immer des Wortes: auf der Kanzel, vor der Schulklasse, am Grab, am Schreibtisch, im seelsorgerlichen Gespräch, in der Kirchenvorstandssitzung. Und er hat es dabei immer mit einem oder mehreren Kommunikationspartnern zu tun. Kontaktscheu wäre für diesen Beruf ein großes Hindernis. Dabei meint Kommunikationsfähigkeit nicht das Talent, zu jeder Stunde über jedes Thema munter zu plaudern, sondern den Partner in seiner Unverwechselbarkeit und Komplexität wahrzunehmen, Sensibilität für seine Bedürfnisse zu entwickeln und angemessen darauf zu reagieren. Im Gegenüber zu einer Gruppe gilt dasselbe, nur muß sich die Wahrnehmungsfähigkeit auch auf den Gruppenprozeß erstrecken. Im Kommunikationsakt schließlich erfahre ich mich selber im Spiegel der andern. Sie sagen mir, wer ich bin. Ich lerne durch die anderen, mit mir selber, meinen Widerständen und Blockaden umzugehen. Die Bedeutung der Kommunikationsfähigkeit für den Pfarrer ist erkannt und wird in unterschiedlichen Formen, sei es in der Hochschulausbildung, sei es im Lehrvikariat, gelehrt und trainiert.

Das Leben auf dem Hochschulcampus ist ein weiteres Trainingsfeld und liefert unendlich viele Kommunikationsanlässe, einschließlich der Möglichkeit eines feedback, ohne daß es immer diesen Namen tragen muß. Daß solche Kommunikation nicht nur im Vorteld bürgerlicher Konvention verläuft, dafür sorgt schon der Zwang, sich miteinander verständigen zu müssen, wenn man zusammenlebt. Konflikte gibt es genug. Unterschiedliche Prägungen durch Schichtenzugehörigkeit, religiöse Sozialisation, Landsmannschaft, Geschlecht und theologische »Vor«-urteile stellen eine perma-

nente Herausforderung dar. So werden Beziehungen geknüpft, Fraktionen gebildet, Führungspositionen vergeben und verspielt. Alle diese Vorgänge spielen sich vor aller Augen ab. Man kann darüber sprechen. Dieses Kommunikationstraining, dem sich im Grunde keiner entziehen kann, ist mitunter strapaziös, aber es ist effektiv. Verbessert werden kann es durch das Angebot von speziellen Interaktionsgruppen, in denen ein bestimmtes Verhalten (Offenheit, Einbringen von Gefühlen, Bereitschaft zum Experiment usw.) angebahnt und durch die Teilnehmer in die ganze Wohngemeinschaft eingebracht werden kann. Eine solche Lehrveranstaltung mit dem Titel: »Verständigung will gelernt sein. Übung zur Kommunikation in Studium, Theologie und Kirche« fand im SS 1977 statt. In einem Einführungspapier wurden u.a. folgende Ziele angegeben: »Der Kurs gibt Ihnen die Chance, Kommunikationsprozesse, an denen Sie beteiligt sind, bewußter zu erleben, so daß Sie Ihre Kommunikationsfertigkeiten überprüfen und vielleicht verbessern können. Dazu bietet Ihnen jede Übung die Gelegenheit, ein bestimmtes Kommunikationsverhalten zu praktizieren und dann von andern Teilnehmern Informationen darüber zu erhalten, welche intellektuellen und emotionalen Auswirkungen Ihr Verhalten auf sie hat.«

4. Erfahrungen mit dem geistlichen Leben in einer Gruppe machen

Die Präambel unserer Hausordnung erhebt bekanntlich den programmatischen Anspruch: »Mittelpunkt des gemeinsamen Lebens sind die Andachten, zu denen sich die Hochschulgemeinde regelmäßig in der Kapelle trifft.« Dieser Satz ist nicht die Beschreibung einer nachprüfbaren Realität, sondern eben Anspruch, hinter dem die Wirklichkeit nicht selten zurückbleibt. Tatsache ist jedoch, daß in dieser Kapelle mit Andachten, Abendmahlstern und Gebetskreisen ein reges Leben herrscht, das hin und wieder auch realiter den geistigen und geistlichen Mittelpunkt der Hochschule darstellt. Dabei gibt es eine breite Palette von Formen, angefangen vom liturgischen Stundengebet bis zum spontanen Agapemahl, von der theologisch reflektierten Wochenspruchsauslegung bis zur Gebetsgemeinschaft, die Formen charismatischer Frömmigkeit zu pflegen sucht.

Emotionales und soziales Lernen heißt hier zunächst, ganz unterschiedliche Ausprägungen religiösen Sprachspiels kennenlernen. Religiöse Empfindung und ihr Ausdruck sind nicht tabuisiert. Sie sind öffentlich, jeder kann daran teilhaben und urteilen. Wenn man sich klar macht, daß Streitigkeiten zwischen Konfessionen oder auch innerhalb einer Gemeinde sehr häufig gar nicht so sehr auf einen unterschiedlichen »Katechismus« zurückgehen, sondern auf solche Unterschiede des religiösen Sprachspiels, wird die Bedeutung dieses Bereiches klar.

Geistliches Leben als Lernangebot bietet ferner die Chance, religiöse Sozialisation nachzuholen und zu vertiefen. Natürlich kann damit nicht das berühmte »Einschwär-

zen« gemeint sein, das Erlernen also einer bestimmten klerikalen, frömmelnden Gebärde oder einer unverständlichen Sprache Kanaans. Aber wer sich an diesem Leben beteiligt, kann die Bedeutung des Rituals für das geistliche Leben erfahren, wobei Ritual durchaus etwas sein kann, was man selber geschaffen hat. Deshalb wäre mit dem Begriff des Rituals sogleich der Begriff des Experiments zu verbinden, denn das Experiment zielt ja darauf, neuere und bessere Formen zu finden, die eine gewisse Dauerhaftigkeit erwarten lassen. An einer Hochschule wie der unseren, läßt sich unbeschwerter und risikoärmer experimentieren als anderswo. Zum Experiment gehört ja per definitionem das Scheitern dazu: Hier kann man sich solches Scheitern eher leisten, – ein Vorzug der »pädagogischen Provinz«.

Ausgehend vom geistlichen Leben und vom Gottesdienst muß nun noch von den sogenannten Kleinkreisen die Rede sein, vor allem denen, die im diakonischen Bereich arbeiten: unter alten Menschen, unter behinderten Kindern und unter jugendlichen Strafgefangenen. Sie haben von Anfang an das Leben der Augustana-Hochschule geprägt und ihre Tätigkeit nicht selten als den »vernünftigen Gottesdienst« verstanden, von dem Paulus Röm 12 spricht. Der Glaube will nicht nur in der Reflexion, sondern auch im konkreten Tun bewährt und erprobt werden. Die Predigt des Evangeliums drängt den Hörer hinaus aus dem sakralen Schonraum in eine Welt des Leidens, des Schmerzes und der Einsamkeit.

Mit solchen Überlegungen weitet sich unser Gedankengang noch einmal und endet bei der Frage nach der Gotteserfahrung und dem Verstehen des Wortes »Gott«. Joachim Track hat in seinen »Sprachkritischen Untersuchungen zum christlichen Reden von Gott« (Göttingen 1977) einen Vorschlag, das Wort Gott zu erlernen, gemacht, der sich in besonderer Weise in einer Gemeinschaft, wie wir sie anstreben, verwirklichen läßt. Deshalb sei zum Schluß noch aus einem Arbeitspapier zitiert, in dem Track eine kurze Beschreibung seines Konzeptes gibt:

Es geht darum »über eine gemeinsame, interpretierte Praxis eine Lehr- und Lernsituation zu schaffen. In der zumindest die Chance für eine Erfahrung Gottes und das heißt auch für ein Verstehen des Wortes Gott und damit aller zu ihm in Beziehung stehenden Ausdrücke besteht.

In der gemeinsamen interpretierten Praxis wird davon ausgegangen, daß ein Wort, wie das Wort Gott, in gemeinsamen Sprachspielen, das heißt, in gemeinsamen Lebensformen gelernt wird. Insofern es dabei um Erfahrung Gottes geht, ist gefordert, das gemeinsam Erlebte, angeleitet von der christlichen Botschaft, zu interpretieren. Das Wort wird in einem gemeinsamen Leben, das in seiner Interpretation von der Verkündigung und dem Verhalten Jesu angeleitet wird, verstehbar, und als wirklich erfahren. Das Wort Gott kann nur gelernt werden, wenn sichtbar wird, was unser Umgang mit Freunden und Feinden, unsere Lebensgestaltung mit diesem Wort zu tun hat. Es kann nur gelernt werden, wenn Leiden und Glück, Gelingen und Mißlingen, Liebe und Schuld von Gott und seiner Geschichte mit uns her gesehen werden und das auch

wieder gesagt wird, Erfahrung Gottes beim Namen genannt wird. Solche Praxis kann ganz unterschiedliche Gestalt haben. Sie kann damit beginnen und sich schon darin zeigen, daß man sich gemeinsam auf ein offenes, herrschaftsfreies Gespräch einläßt. Daß Menschen miteinander reden, einander im Gespräch annehmen und ernstnehmen, ist ein erster Schritt zu Verwirklichung des Liebesgebotes. Die gemeinsame, interpretierte Praxis findet dort weitere Gestalt, wo man sich zur Bewältigung einer gemeinsam als sinnvoll anerkannten Aufgabe zusammenfindet, um menschliches Leben menschenwürdiger zu machen. Wo dies aber geschieht, ein solcher Anfang gemacht wird, da ist es unausbleiblich, daß Erfahrungen gemacht und zur Sprache gebracht werden. Erfahrungen des Widerstandes, die nicht ausbleiben werden, können gemeinsam ertragen und gedeutet werden, Erfahrungen des Scheiterns, des Gelingens und Mißlingens werden gemeinsam erlebt und angenommen. Hier ist der Ort, von Gott zu reden.

Nur wo in der Situation das Wort Gott eingeführt wird, lernen wir ein gemeinsames, im Dialog geklärtes Verständnis. Hier wird Unsicherheit überwunden, Verstehen des Wortes Gott gewonnen, gesichert, bewährt. Der Dialog und die gemeinsame Praxis sind der Ort der Gotteserfahrung.

Dies kommt unserer Situation entgegen, da die Ratlosen und Unsicheren ernstgenommen werden. Sie brauchen keine Voraussetzungen. Sie werden mitgenommen und müssen sich nur ein Stück Wegs mitnehmen lassen. Dies kommt dem Wirklichkeitsverständnis unserer Zeit entgegen, dem Menschen, der sich handelnd verwirklichen will und der sich nicht mit Gotteszeugnis aus zweiter Hand allein begnügen will, Gott unmittelbar erfahren will. Der Mündigkeit des Christen entspricht eben dies, daß er, angeleitet von der Tradition, selbständige Erfahrung Gottes machen kann. Schließlich wird jene Dimension zurückgewonnen, daß sich Glauben im Wort durch die Gemeinde vermittelt. Das Evangelium bedarf des Zeugnisses, des Aufgebots des Glaubens.

Solche gemeinsame, interpretierte Praxis hat einen Innen- und Außenaspekt. Sie will zu einer Glaubensgemeinschaft führen, in der in und unter solcher Praxis gemeinsames, verbindliches und befreiendes Reden von Gott entsteht. Sie will die Skeptischen, die Zweifelnden, die Kritischen, die sich nur ein Stück weit bereiterklären, für ein menschenwürdigeres Dasein einzutreten, mit hineinnehmen in eine Bewegung, die unter der Verheißung der Erfahrung Gottes steht.

Auch hier bestehen Schwierigkeiten. Die Gemeinsamkeit der Praxis kann zerbrechen. Erlebtes kann unterschiedlich interpretiert werden, und darüber kann es zum Streit und Bruch kommen. Auch hier bleibt ein Element der Entscheidung und des Wagnisses. Aber hier besteht zumindest eine Chance, daß eine Lehr- und Lernsituation für das Wort Gottes entsteht. «



*Oben: Vier-Mann-Zimmer im Bezzelhaus (1949)
Unten: Augustana-Fußballmannschaft in der Halbzeit (1975)*



Vom Studium zum Amt

Einführung in Wilhelm Löhes unveröffentlichte Tagebücher (1826–1837)

1. Die Tagebücher Wilhelm Löhes (1808–1872) haben dem Löhe-Biographen Johannes Deinzer und den Löheforschern Hans Kreßel und Siegfried Hebart für ihre Darstellungen bereits vorgelegen. Vor allem hat Klaus Ganzert sie für die Kommentierung der Löhe-Texte in den »Gesammelten Werken« sehr gewissenhaft herangezogen, besonders intensiv für die Zeit nach Löhes Antritt des Pfarramts in Neuendettelsau (1837) und erst recht für die Zeit nach 1845. Dennoch kann man die Tagebücher noch unter vielfältigen neuen Gesichtspunkten mit größtem Gewinn lesen und für bisher vernachlässigte Aspekte der wissenschaftlichen Bearbeitung der Löhebiographie und -theologie auswerten. Die folgenden Zeilen greifen derartigen detaillierten Untersuchungen nicht vor, sondern sie möchten einen Einblick in die Schwerpunkte der Aussage dieses bemerkenswerten und umfangreichen handschriftlichen Quellenwerkes geben. Dabei beschränken wir uns auf Löhes Studienzeit und seine amtliche Tätigkeit bis zum Antritt der Pfarrei Neuendettelsau (1837). Dieser Ausschnitt empfiehlt sich unter dem Gesichtspunkt, Löhes Hineinwachsen ins Amt der Kirche besser kennenzulernen.

2. Bereits der Schüler und junge Student Wilhelm Löhe ringt im Gebet täglich um Vergebung und Gnade. Allerdings laufen im ersten Studienjahr noch andere Linien neben dieser konzentriert auf das Sehnen nach der Versöhnung mit Gott gerichteten Frage einher. Als Löhe 1836 im selben Band, in dem er zehn Jahre zuvor 1826 Tagebuch geschrieben hatte, die einstigen Einträge mit kritischem Auge nachlas, verurteilte er scharf sein Schwärmen für Dichtung und Ästhetik, und tatsächlich sind schon seit November 1826, als er sein Studium in Erlangen beginnt, die früheren begeisterten Urteile, vorab über Jean Paul, nicht mehr denkbar. Nach dem Berliner Studiensemester (Sommer 1828) und dem nochmaligen Aufenthalt in Erlangen, wo Krafft und Raumer für ihn zu den überragenden Vätern des Glaubens geworden waren, findet sich kaum noch ein Hinweis auf die deutschen Klassiker. Und wenn Goethe, vereinzelt auch einmal Shakespeare, genannt werden, findet sich etwa der Hinweis, daß er bei ihnen leider nichts von seinem Jesus spüre. Den einen oder anderen spätromantischen Dichter hat Löhe sicherlich zur Kenntnis genommen, aber ohne Enthusiasmus. Ganz vereinzelt finden sich Hinweise auf seine Lektüre jungdeutscher Autoren, aber hier vollzieht er regelmäßig scharfe Abgrenzungen, verbunden mit Ausdrücken des Entsetzens über die in deren Werken sichtbar werdende sittliche Auflösung und Gottlosigkeit. Zu Goethe behielt er dennoch stets ein inneres Verhältnis.

3. Wenn man fragt, wie Löhle zu solcher »Scheidung der Geister« gelangt ist, dann kann die Antwort nur sein: durch das Gebet. Der angehende Student füllt halbe Tagebuchseiten mit den Gebeten, die er wochen- und monatelang regelmäßig spricht. Die Gebetstexte, die er einträgt, gehen auf freie Formulierungen zurück und schwingen um die Pole Sünde und Gnade, Zerrissenheit und Zerstreuung im Eitlen und Irdischen und Versöhnung und Einheit mit Gott. Sie sind ganz erweckungstheologisch strukturiert, etwa im Stil der Theologie August Tholucks »descendite ut ascendatis«.

Die geistliche Frage hat Löhle als Schüler tief innerlich und existentiell gepackt, in der Erlanger Zeit kam es zur grundsätzlichen Erkenntnis der Antwort auf diese Frage im christozentrisch erfaßten neutestamentlichen Zeugnis von der Sündergnade. Tholucks Buch über die Sünde und den Versöhner (1823) hat Löhle intensiv beschäftigt, wie Tholuck überhaupt häufig genannt und auch in seinen Schriften exegetischen Inhalts von Löhle studiert wurde. Seit 1828 überflügelt den Einfluß Tholucks und des ursprünglichen Lehrers Krafft zweifellos immer mehr Ernst Wilhelm Hengstenberg in Berlin, in dessen Evangelischer Kirchenzeitung (seit 1827) Löhle regelmäßig liest, vor allem mit Dank erfüllt für die schneidigen Vorworte des Herausgebers Hengstenberg, den er in Berlin mit Vorliebe neben dem praktischen Theologen F. A. Strauß gehört hatte.

4. Löhles Lektüre insgesamt ist stark abhängig von dem, was ihm gerade in die Hand kam, was Pfarrerbibliotheken, aber auch systematisches Suchen nach alten Büchern ihm zugänglich machten. Gibt Löhle in den Tagebüchern generell detaillierten Aufschluß über seinen Tagesablauf, wenn auch nur stichpunktartig, dies aber doch unterstützt durch ein hervorragendes Gedächtnis für wesentliche und bezeichnende Einzelheiten, so finden sich folgerichtig ziemlich genaue Angaben über die gehörten Vorlesungen an den Studienorten und später ein exaktes tägliches Protokoll seiner amtlichen, theologischen und privaten Lektüre. Was den kirchlichen Radius dieser Lektüre anbetrifft: er ist einzigartig. Löhle dürfte in seiner Werdezeit zwischen 1826 und 1837, als er Pfarrer von Neuendettelsau wurde, kaum von irgendeinem anderen Studenten und Pfarrer in der Kenntnis der Sermonen und Traktate des jungen Luther, der lutherischen Bekenntnisschriften, voran der Confessio Augustana, der reformatorisch-lutherischen Katechismusliteratur und des Erbauungsschrifttums lutherischer Prägung im späten 16. und 17. Jahrhundert übertroffen worden sein. Dazu kommt noch eine intime Kenntnis der lutherischen Orthodoxie, angefangen mit Hutter über Baier bis hin zu Hollaz, also vom Ende des 16. bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts. Nicht gering einzuschätzen ist seine Kenntnis einiger dogmatisch belangvoller Werke der Pietisten vor allem Speners, Franckes und der Franckeschen Schule (Rambach), nicht zuletzt auch einzelner Arbeiten Zinzendorfs. Für die Predigtvorbereitung benutzte er auch Calvins Schriftauslegung, Bengel, Oetinger, Roos. Die Kommentare von Tholuck, Olshausen und Hengstenberg begleiten ihn zeitweise regelmäßig.

5. Dabei geht Löhle nie ausgetretene Pfade. Er entdeckt viel Unbekanntes, der Be-

kanntmachung aber würdige Schätze der Erbauungsliteratur. Ihn treibt nicht nur das Bedürfnis, in seinem Glauben und seiner Frömmigkeit durch die »alten Tröster« persönlich gestärkt zu werden, sondern er prüft diese streng auf ihren theologischen Gehalt und sprachliche Angemessenheit, weshalb er intensiv nicht nur fränkische Agenden und Kirchenordnungen liest und exzerpiert, sondern seinen Blick auf das gesamt-lutherische und das in ihm aufgehobene echte katholische Erbe richtet. Selbstverständlich war für ihn das regelmäßige kursorische Bibelstudium Alten und Neuen Testaments, unterstützt durch philologische Hilfsmittel, Lexika, Wörterbücher und Grammatiken. In der lateinischen Sprache bewegte er sich ohnehin ohne Schwierigkeiten. Gelegentliche lateinische Einträge in den Tagebüchern beweisen es. Im Hebräischen vervollkommnete er sich in Kirchenlamitz (1831) durch regelmäßige kursorische Lektüre der ersten Bücher des Alten Testaments und der Propheten mit dem dortigen zweiten Pfarrer Georg, der zu ihm in ein inneres Vertrauensverhältnis getreten war. Zu klassischen Texten griff er nur sehr gelegentlich, hingegen spielte unter den Kirchenvätern Augustin eine ganz hervorragende Rolle. Die Scholastiker fehlten allesamt, aber die vorreformatorische Mystik seit Bernhard von Clairvaux, an erster Stelle die Nachfolge Christi des Thomas von Kempen und Taulers Schriften, waren ihm genau bekannt und er griff immer wieder auf beide zurück. Bei der exegetischen Arbeit am Neuen Testament verzichtete er gelegentlich nicht auf spezielle Abhandlungen solcher Exegeten, die, ohne extreme Rationalisten zu sein, sorgfältige philologische Exegese durchzusetzen suchten.

Allerdings lehnte er die historisch-kritische Forschung um ihrer selbst willen ab. Tholuck und Hengstenberg blieben die von ihm bevorzugten neueren Schriftausleger. Im übrigen griff er bewußt auf Bengel und Schriftausleger des Pietismus und Supranaturalismus, nicht zuletzt der Tübinger Schule, zurück: Durch fortwährendes Lesen von Predigten aus allen Jahrhunderten (gelegentlich altkirchliche Homilien eingeschlossen), erwarb sich Löhe ein beachtliches exegetisches Wissen und vor allen Dingen bewundernswerten exegetischen Takt. Er beriet Freunde beim Predigtschreiben und arbeitete unaufhörlich an seinen Predigten.

6. Als Löhe im Jahre 1831 zum Oktober Vikar in Kirchenlamitz wurde, wuchs er von Woche zu Woche mehr in den ganzen Geschäftsbereich eines Pfarrers hinein, und der Zwang, ständig Unterricht halten und predigen zu müssen, wies ihn um so mehr zum Schöpfen aus der Heiligen Schrift selbst. Ihm zur Verfügung stehende Hilfsmittel, auch zeitgenössischer Art, hat er nicht verschmäht, aber um ausgesprochen rationalistische Geistesprodukte, um theologische und philosophische Systeme machte er einen großen Bogen. Damit wollte er sich nicht aufhalten. Nie fallen die Namen Fichte, Schelling oder Hegel, auch Schleiermacher bleibt ohne Erwähnung. Aus Zeitschriften, vor allem der rationalistisch orientierten Allgemeinen Kirchenzeitung, entnahm er jedoch den Gang der theologischen Entwicklung, reagierte aber auf manches, was er hier lesen mußte, mit »Ekel«.

7. Schon der junge Student in Erlangen hörte bei dem Kirchenhistoriker J. G. Veit Engelhardt kirchengeschichtliche Vorlesungen, und wenn man wenig pädagogische (wohl aber katechetische und sehr viel pastoraltheologische!) und fast gar keine philosophische Literatur in den Tagebüchern genannt findet, so steht diesem Ausfall doch ein beachtliches Haben an geschichtlicher und kirchengeschichtlicher Orientierung gegenüber.

Sehr genau studierte Löhe die Kirchengeschichten von Neander und Guericke, mit dem er seit 1835 über das Schicksal der lutherischen Kirche im literarischen Austausch ist. Er konsultierte auch den Göttinger Kirchenhistoriker Gieseler, der nicht wie die beiden ersteren der Erweckungsbewegung zugerechnet werden kann. Oktober 1833 hält er eigens im Tagebuch Beschäftigung mit Gottfried Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie fest. Auch die historischen Arbeiten, vor allem zur Reformationgeschichte, die der theologische Hegelianer Marheineke vorlegte, quitierte er offensichtlich mit Interesse, jedenfalls ohne Widerspruch. Sein dogmengeschichtliches Wissen bezog er in der Hauptsache aus dem Lehrbuch von J. Chr. W. Augusti (erstmalig 1805), das er gründlich und mehrfach studiert hat, außerdem durch die ständige Beschäftigung mit Kompendien der orthodoxen Dogmatik, wobei der von Hase herausgegebene Hutter die Spitze einnimmt. Mit seinem Kollegen Georg arbeitete er in Kirchenlamitz 1832 den »Hutterus redivivus« systematisch durch. Von einer geschichtsphilosophischen oder geschichtstheologischen Strukturierung der dogmatischen Überlieferungsmassen wird noch nichts sichtbar. Vielmehr bewegt sich Löhe selbstverständlich im lutherisch geprägten Erbe unter Einbeziehung des lutherischen Pietismus und Herrnhütertums, sowie unter Ausschöpfung des echt katholischen Erbes in der Zeit vor der Reformation und im Katholizismus seiner Zeit (Sailer, Boos, Goßner, Lindl). Auch Jakob Boehme kannte und verteidigte er. Boehmes »Aurora« las er ohne Widerspruch. Eine große Offenheit brachte er naturgeschichtlichen (von Schubert) und homöopathischen Studien bzw. Überlegungen entgegen.

8. Der eigentümlich organische Denker Löhe gewinnt seine Prägung in dem Augenblick, als in seine persönliche religiöse Erfahrung mehr Ruhe einzieht. Das geschieht schon wesentlich in der Kirchenlamitzer Zeit, die keineswegs das Bild von einem aufgeregten Erweckungsprediger vermittelt, sondern einen zielgerichtet mit Gruppen in der Gemeinde arbeitenden und dadurch gerade auf die Verlebendigung der gesamten Gemeinde abzielenden jungen Geistlichen zeigt. Die Vielfalt des volkskirchlichen Betriebes in einer Gemeinde, vor allem der Unterricht in der Schule, zu dem noch viel Privatunterricht kam, hat Löhe bis zur Erschöpfung seiner Kräfte gefordert. Dennoch gab er sich im Auftrag seines Dekans der mühsamen Erstellung von amtlichen Statistiken hin, studierte die Lokalgeschichte und den weiteren Umkreis fränkischer Geschichte und Kirchengeschichte für die Erstellung der Pfarrbeschreibung. Zwar stellt Löhe immer noch die härtesten Forderungen an sich selbst und empfindet tage- und wochenlang sein eigenes Versagen aufs stärkste.

In den Kirchenlamitzer Tagebüchern findet sich z. B. am 27. April 1833 eine schonungslose geistliche Selbstdiagnose, wie sie in kürzerer Form sich ständig wiederholt. Löhle wirft sich vor, der Welt noch nicht abgestorben zu sein. Das Problem der Ehelosigkeit bzw. Ehebeschäftigt ihn. Nach dem inwendigen Menschen glaubt er ganz »caelebs« leben zu können, doch bekundet er andererseits, vom weiblichen Geschlecht nicht unbeeindruckt zu bleiben. Schwer geht er vor allem mit sich ins Gericht wegen seiner geistlichen Überhebung und Neid gegenüber dem Amtsbruder Pfarrer Georg. Dann heißt es: »Wenn ich predigen soll, so denke ich mich nicht vor die Gemeinde der Armen und Elenden, sondern ich denke mir andere, vornehmere Zuhörer – namentlich des weiblichen Geschlechts – und meine Augen sehen verstoßen an den Ort, wo sie sitzen müßten. Ich liebe also die Gemeinde nicht als ein frommer Unterhirte, sondern ich suche meine Ehre! Der Gedanke meiner jungen Jahre, ein berühmter Mann zu werden, ist mir immer noch nicht ausgeschwitzt. Ich möchte immer gerne glauben, für etwas Besonderes aufgespart zu seyn. Besonders glaube ich, als Schriftsteller etwas thun zu können, und wenn ich etwas Geringes schreiben will, ist's nichts. Ich wehre mich gegen Lobsprüche; aber die Leute müssen merken, daß mir's nicht vom Herzen geht, so loben sie mich ins Angesicht... Ich habe dies Jahr nicht in Gott angefangen, – es waren alte Sünden, himmelschreiend, wiedergekehrt. Der Herr hat mich zwar wieder frei gemacht – aber die Schuld ist auf meiner Seele und ohne Gottes Geist blieb ich nicht bewahrt.« Daß seine Rechtfertigungslehre »eine erhebliche Neigung zur Gesetzmäßigkeit besessen habe«, ist zu undifferenziert geurteilt. Seine Kirchenlamitzer Seelsorgebriefe widerlegen jedenfalls diese Behauptung, ebenso das sich im Tagebuch aussprechende Ringen um die christozentrische Vertiefung von Rechtfertigung und Heiligung. (Vgl. G. Kuhr – Herausgeber –, Löhle's Briefe an Herrn und Frau Helferich aus den Jahren 1831–1848, Zeitschrift f. bayer. Kirchengesch. 36, 1967 II, S. 109–210). Wenn Löhle pädagogisch zugespitzt redete, konnte er natürlich »gesetzlich« wirken, aber er meinte das »Gesetz der Freiheit«.

Löhles Glaube konzentrierte sich seit 1829 zusehends auf das rechtfertigungstheologisch zugespitzte Christusevangelium, wobei er sich der Terminologie Rechtfertigung zwar nicht oder selten ausdrücklich bedient, sondern den »Christus für uns« bzw. »für mich« hervorhebt. In den Tagen rund um seine Ordination in Ansbach 1831 hat er sich merkwürdigerweise intensiv mit Johann Salomo Semlers Leben beschäftigt, wobei er die in sich ruhende Kraft der Semler prägenden frommaufklärerischen Vorsehungsförmigkeit intuitiv gespürt haben muß, denn er stellt sich die Frage, ob man Leute vom Schlage eines Semler nicht eigentlich beneiden müsse, offensichtlich wegen ihrer so selbstverständlich gelebten letzten Geborgenheit in Gottes Hand. Löhle hat empfunden, daß die Erweckungsbewegung ihre Anhänger in dem Ringen um die Heiligung menschlich fast überforderte. Seine seelsorgerlichen Briefe aus Kirchenlamitz betonen darum immer wieder die Objektivität des göttlichen Heilshandelns in Christus, der Vergebung schenkt. Und diese Einsicht wird es letztlich gewesen sein.

die Löhle als Pfarrer veranlaßte, dem geistlichen Leben strenge liturgisch-kirchliche Ordnungen zu geben. Mangelnder Gebetsgeist, Einsicht in zu geringe Selbstzucht, illusionslose Beurteilung der Lage der evangelischen Kirche, über die er aber nie nutzlos jammert, führten ihn zur Dankbarkeit gegenüber dem Angebot Gottes, vor allem im Heiligen Abendmahl. Am 1. November 1832 findet sich ein mehrseitiger Eintrag über das Heilige Abendmahl. Angesichts des Angebotes Gottes empfindet er sich als unwürdigen Sünder, dessen Glaube kleiner sei als ein Senfkorn, der in sich gar nichts Gutes finde. Die mit den Jahren zunehmenden Sünden stehen wie eine Wand vor ihm, und ihm scheint es gar, als ob er töter und im Gewissen stumpfer geworden sei als in früheren Jahren, wo sich in den Tagebüchern die Klage über Sünde und Schuld und der Schrei nach Gnade fast täglich wiederholen. Aber je größer Löhle das Abendmahl wird, desto gezügelter äußert er sich über die deshalb nicht weniger empfundene Sündenankündigung.

9. Einen ausgesprochen konfessionellen Anstrich hat Löhles Abendmahlsglaube bis 1834/35 nicht, wenn auch durch eingehendes Lutherstudium, z. B. im Herbst und Winter 1832, sich Löhle erneut seine dogmatische Grundüberzeugung vom Abendmahl bestätigt. Aber diese wird nicht kämpferisch gegen Reformierte oder Unierte geltend gemacht. Das geschieht erst, nachdem Löhle sich intensiv mit Scheibels Schriften über das Abendmahl, die Unionsgeschichte und die kirchlichen Verfassungsfragen beschäftigt und seitdem er, seit Mitte 1835, dem Stichjahr für diese definitive Wende, mit Rudelbach, Huschke und dem von ihm menschlich besonders geschätzten ehrlichen und schlichten Guericke in Halle in briefliche Verbindung tritt. (Bisher unbekanntes Briefe dieser drei Lutheraner an Löhle befinden sich seit kurzem im Landeskirchlichen Archiv Nürnberg, Hommel-Nachlaß.)

Die innere Auseinandersetzung mit dem Unionsproblem setzt im Tagebuch erstmals am Dienstag, dem 10. Dezember 1833 in Kirchenlamitz ein, als sich Löhle mit Scheibels Nachrichten über die Union in Schlesien und einem Buch über das trennende Unionswerk und der preußischen Agende als dem staatlichen Einführungsmittel der Union beschäftigt. Am 12. Dezember heißt es über das Unionswerk: »Allerdings eine wichtige Sache und werth überlegt zu werden.« Zur selben Zeit spitzen sich die Konflikte des als pietistisch verschrieenen Vikars Löhle in Kirchenlamitz zu. Er ist genötigt, sich gegenüber den staatlichen und kirchlichen Dienststellen auf Betreiben des Landrichters wegen seiner seelsorgerlichen Praxis zu verantworten. Darüber tritt die Reflexion über die preußische Union zwar vorübergehend in den Hintergrund, aber es darf angenommen werden, daß Löhle gerade durch seine trüben Erfahrungen mit der staatskirchlichen Praxis den erfahrungsgemäßen Hintergrund für die tiefere Würdigung des – durch die mit staatlichen Druckmitteln eingeführte Union – entstandenen Gegensatzes gewonnen hat.

10. Die Nürnberger Zeit (15. 7. 1834 bis April 1835) steht im Zeichen kaum vorstellbarer beruflicher Anspannung und mehr noch persönlicher, freundschaftlicher und fa-

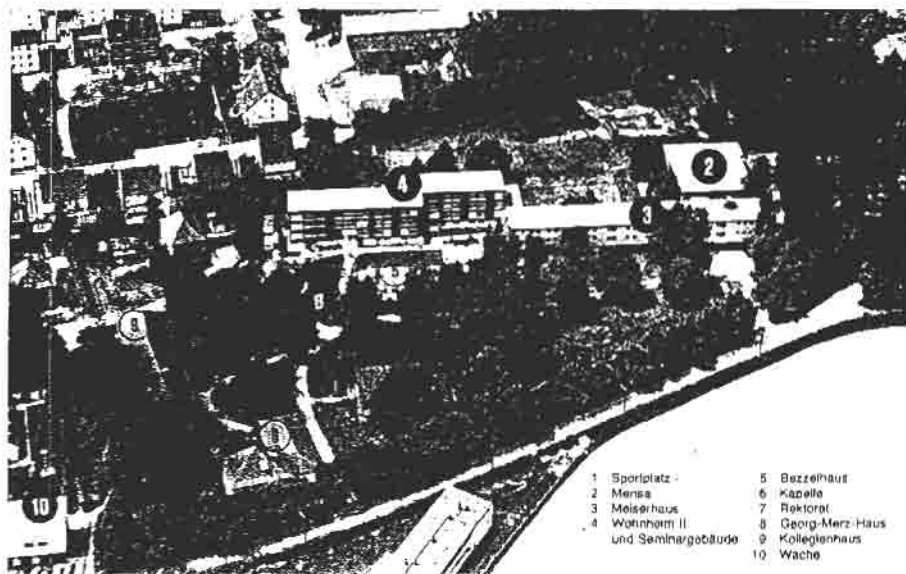
miliärer Kontakte. Darum sind die Einträge im Tagebuch vom 9. April 1834 bis Anfang März 1835 außerordentlich knapp gehalten. Auch im Schriftbild finden sie erst allmählich wieder auf die frühere klare und schöne Form zurück.

Mitte September 1835, kurz vor seinem Amtsantritt in Altdorf, beginnt Löhe dann das systematische Studium der zwei Bände der Unionsgeschichte Scheibels und notiert sich daraus Titel zu lutherischen und reformierten Agenden, zur schwedischen Kirchenverfassung sowie zur Information auch insgesamt 25 Titel von Schriften für die preußische Agenda. Am 19. Dezember sagt er im Blick auf die Scheibelsche Unionsgeschichte: »Den ganzen Vormittag in diesem Buche gelesen, welches mir freylich eine größere Klarheit in die Schlesische Sache nicht allein, sondern auch in meine eigene Kirche verschafft hat. Und doch macht alles, was Scheibel schreibt, einen so eigenen, unangenehmen Nebeneindruck.« Damit spielt Löhe darauf an, daß Scheibel sein eigenes Schicksal so stark in den Vordergrund rückte. Seine grundsätzlichen Anmerkungen zum Unionsproblem finden sich in den gleichzeitigen Briefen aus der Altdorfer Zeit, nicht in den Tagebüchern selbst.

11. Nach dem ländlichen Idyll von Bertholdsdorf (22. 4.–19. 10. 1837; vom 1. 11. 1836–27. 3. 1837 Verweser Merkendorf) brachte zweifellos der Konflikt mit dem Oberkonsistorium wegen einer verweigerten Trauung Löhe in der Merkendorfer Zeit erneut das Problem einer schriftgemäßen Kirchenverfassung nahe. Die Merkendorfer Eintragungen sind reich an Bibelzitate und fast täglichen Anführungen von geistlichen Liedern. Löhe lebte in dieser Zeit, ehe ihn am 20. Dezember 1836 das amtliche Berufungsschreiben zum Pfarrer nach Neuendettelsau berief, offensichtlich ganz in konzentrierter Meditation, wobei der frohe und gelöste Klang der ausgeschriebenen Texte auffällt. Am 30. 12. 1836 erwähnt er einen Danksagungsbrief an Freiherrn von Eyb wegen der Berufung zum Pfarrer nach Neuendettelsau. Am Sonnabend, den 4. März 1837, vermerkt das Tagebuch, daß sein Bruder Tretzel sein Amt (als Pfarrverweser) in Neuendettelsau antrete: »O mein guter Heiland, segne ihn und auch mich mit den Strömen Deiner Gnade! Amen. Amen.« Das ist alles, was Löhe über seine künftige Gemeinde sagt. Tretzel sei großer Segen in den wenigen Wochen gegeben worden. Am Montag, den 20. 2. 1837, als er sein 29. Jahr beschließt, disponiert er seine erste Predigt für Neuendettelsau. Zugleich vertraut er dem Tagebuch eine höchstpersönliche Mitteilung über die zwei jungen Mädchen an, von denen ihm die erste als einstige Konfirmandin in Nürnberg und die zweite schon vorher seit einigen Jahren immer wieder einmal als mögliche Ehegefährtinnen vor Augen schwebten: »Meine Mutter sagte mir, daß E. T., auf welche ich wegen einer etwa beim Amtsantritt zu Neuendettelsau vorzunehmenden Heirath speculiert hatte, versprochen sey. Ich weiß nun gar Niemanden – fürchte, H. A. (gemeint ist seine Konfirmandin Helene Andreae (vgl. Löhe's Briefe an Herrn und Frau Helferich a. a. O.) und P. R. (gemeint ist Pauline Roth, Tochter des Präsidenten des Oberkonsistoriums in München, Dr. Friedrich von Roth) möchten nicht für mich taugen.« Der bevorstehende Amtsantritt ließ die Frage nach der Verehe-

lichung in ein akutes Stadium treten. Am 22. 2. 1837 heißt es: »Briefe von Fr. A. und ihrer Helene. Die erstere spricht fast geradezu nur mit Weglassung des Namens ihre Hoffnung aus, daß ich ihre Helene zur Frau nehmen werde. Was wird doch aus mir, Neuendettelsau, Helene, P. R. (Pauline Roth) werden?«

12. Am Sonntag Oculi, dem 26. Februar, hielt Löhe seine Antrittspredigt in Neuendettelsau. Es war ein schöner Morgen; nach der Predigt fuhr er zu dem für Merkendorf wie für Neuendettelsau zuständigen Dekan Brandt nach Windsbach. Mit einem Donnerschlag schien Löhe, kaum daß er sein Amt angetreten hatte, dieses ihm bereits genommen zu werden. Denn: »Bei Herrn Decan empfing ich das Rescript wegen der Trauungsgeschichte, nach welchem mir freilich nichts übrig bleiben wird, als dem geistlichen Stande zu entsagen.« Trotz mehrerer tiefgehender Konflikte, die Löhe mehrfach an den Rand des Austritts aus der Landeskirche führten, hat er bis zu seinem Tode in Neuendettelsau gewirkt. Am 2. Mai 1837 teilte er dem Dekan seine Verlobung mit Helene Andreae mit. Das Tagebuch hält auch Helenes bekannten Brief aus Frankfurt vom 26. April 1837 fest, in dem sie auf Löhes Werbungsbrief an ihren Vater ihr Jawort gibt. Nur wenige gemeinsame Jahre waren dem jungen Ehepaar vergönnt. Löhes Frau, obgleich ein Stadtkind, eroberte sich im Flug die Herzen der Neuendettelsauer Gemeinde. Ihr Tod am 24. November 1843 hat Löhe tief getroffen. Er hat den Verlust nie ganz verwunden, wenn er sich auch, durch ein Aufgabenfeld nach dem anderen gefordert, in seiner Arbeitskraft nicht beugen ließ



Bertram-Luftbild, München-Riem, Freigabe Reg. v. Obb. G 4/30 884

Dokumente aus dem Archiv

1. *In einem Sonderrundbrief der Bruderschaft des Theologischen Seminars Rimini vom 14. 1. 1947 gibt Hans-Eberhard Wilhelm einen Kurzbericht über das Ergehen der inzwischen in Neuendettelsau eingetroffenen »Riminesen«:*

Auch wir sind wie die anderen Brüder mit aller nur möglichen Liebe und Fürsorge aufgenommen worden, zumal zum Feste konnten wir uns kaum vor Gaben und Freundlichkeiten retten. Zur Zeit sind nur 12 Brüder hier; die anderen sind zu Angehörigen in die Westzone gefahren und kommen erst zu Beginn des Lehrgangs wieder. Die »Zurückbleiber« werden geistig und geistlich von Pfr. Wiltenberg, Lehrer am hiesigen Pastorkolleg, betreut, der mit uns Bibelarbeit treibt und uns in das reiche kirchliche Leben und die Geschichte von Neuendettelsau einführt. Es wird in Deutschland nicht viele Orte geben – Bethel oder Herrnhut etwa ausgenommen – an denen wir, die wir aus der »Missionskirche« des Gefangenenlagers kommen, einen solchen tiefen Einblick in Gestalt und Wesen einer geordneten Bekenntniskirche der Heimat bekommen können, wie das hier möglich ist. . . . Eine Weile in und mit der Anstaltsgemeinde zu leben, heißt ein ausgezeichnetes kirchliches Praktikum mitnehmen. Ab 20. Januar soll im Pastorkolleg, das sonst meistens kurze Rüstzeiten für Pfarrer durchführt, ein Einführungslehrgang beginnen, an dem auch wir teilnehmen sollen, mit Exegese, Kirchengeschichte und Liturgik, dazu reichlich Sprachen (Griechisch und Hebräisch). Sobald die Genehmigung der Militärregierung vorliegt, soll im Nachbarort ein »Studienkolleg« nach Art der Theologischen Schule Bethel errichtet werden, als Leiter dafür ist D. Georg Merz (früher Bethel) vorgesehen.

(gez.) Hans-Eberhard Wilhelm

2. *Über die Eröffnung der Hochschule erschien am 29. Dezember 1947 folgender Bericht in der Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung:*

Hagen Katterfeld

Eröffnung der Augustana-Hochschule in Neuendettelsau/Heilsbronn

Mit der Augustana-Hochschule ist am 10. Dezember dieses Jahres neben Bethel, Elberfeld und Berlin die vierte evangelische kirchlich-theologische Hochschule in Deutschland eröffnet worden. Während sie diesem seit Gründung der Theologischen Schule Bethel im Jahr 1905 neuartigen Typus der Ausbildungsstätten für evangelische Pfarrer bewußt folgt, so besteht doch ihre Besonderheit darin, daß sie von einer Landeskirche gegründet wurde und von einer Landeskirche evangelisch-lutherischen Bekenntnisses getragen ist. – Die bayerische Staatsverfassung vom 1. 12. 1946 gab mit dem Satz in Artikel 150: »Die Kirchen haben das Recht, ihre Diener auf eigenen Hochschulen auszubilden und fortzubilden«, der bayerischen Landeskirche die Möglichkeit zu ihrer Gründung. Die Dringlichkeit dieses Werkes war in den Notständen der Erlanger Universität begründet, vor allem in der an sich erfreulichen Tatsache, daß sich viel mehr junge Männer zum theologischen Studium meldeten, als in Erlangen und an den anderen deutschen Universitäten ankommen konnten. Zu der Bereitschaft der Landeskirche, diese Sache anzugreifen, trat auf den

Tag genau ein Jahr vor der feierlichen Eröffnung der Augustana-Hochschule ein Ereignis, durch das ihr diese Aufgabe einfach zur Bewältigung vor die Tür gelegt wurde: 25 heimatlose Männer, die sich im Lager Rimini zum Studium der Theologie entschlossen hatten, suchten bei der bayerischen Kirchenleitung Rat und Hilfe und wurden vom Landesbischof nach Neuendettelsau an den Leiter des Pastoralkollegs, Rektor D. Merz, überwiesen.

Mit ihnen wurde am 1. 2. 1947 ein Kursus begonnen, der als Vorkurs für das Hochschul-Studium die Möglichkeit der Sammlung, Besinnung und Auslese bot und zu dem sich auch Bewerber um das Predigtamt aus Bayern einfanden. « – Die rechtliche Fundierung des sich daraus entwickelnden Unternehmens erfolgte durch ein Kirchengesetz der bayerischen Landessynode vom 7. 5. 1947, die dem neuen Institut den Namen »Augustana-Hochschule Neuendettelsau-Heilsbronn« gab, sowie durch die Anerkennung des bayerischen Kultusministeriums und der amerikanischen Militärregierung. »Von den 62 Studierenden, die zunächst immatrikuliert wurden, sind 23 dem Studentenheim Heilsbronn zugeteilt, das seine Stätte in den Räumen der alten Zisterzienser-Abtei fand. Die übrigen wohnen in Studentenheimen, die die Diakonissenanstalt Neuendettelsau der Landeskirche vermietete.«

»Die theologische Hochschule Neuendettelsau-Heilsbronn ist in vielem der theologischen Schule Bethel ähnlich. Studenten und Dozenten sind in enger Lebensgemeinschaft verbunden, die zugleich in die Gemeinden, in deren Mitte sie leben, fest eingefügt sind, wodurch enge Beziehungen zur Mission und Diakonie geknüpft werden.« »Die Studentenschaft, die sich eine eigene Ordnung gab, lebt in geschlossener Hausgemeinschaft, die mit den Studenten die Kollegiaten des Pastoralkollegs teilen – 14–17 Pfarrer, die jeweils von Kursen von drei Wochen einberufen werden – so daß sich eine enge Beziehung zwischen der heutigen und der zukünftigen Pfarrergeneration ergibt. Das Dozentenkollegium besteht z. Z. aus den Herrn D. Georg Merz (Praktische Theologie, Enzyklopädie, neuere Kirchengeschichte), Lic. Ernst Kinder (Systemat. Theologie und Philosophie), Lic. Rudolf Stählin (Neues Testament und alte Kirchengeschichte), Pfarrer Martin Wittenberg (Altes Testament, Liturgik). Rektor ist D. Merz, sein Stellvertreter Lic. Kinder, der zugleich das Studentenheim Heilsbronn leitet. Die Mitarbeiter der Neuendettelsauer Diakonie und Heidenmission sind mit regelmäßigen Vorträgen an der Hochschule beteiligt, außerdem finden Gastvorlesungen statt. Solche hielten u. a. im letzten Semester die Erlanger Professoren D. Schmidt und D. Dr. Gustav Stählin.« (Die Zitate sind einem von Rektor D. Merz verfaßten Bericht entnommen, der den Gästen der Eröffnungsfeier überreicht wurde.)

Am 10. Dezember 1947 früh um 9.30 Uhr bewegte sich der feierliche Zug der Geistlichen, der geladenen Behördenvertreter, sowie der Studenten durch das Spalier der Schülerinnen der Neuendettelsauer Schulen zur Anstaltskirche, in der der Festgottesdienst vor einer das Gotteshaus bis auf den letzten Platz füllenden Gemeinde mit der reichen Neuendettelsauer Liturgie gehalten wurde. Der Predigt, die Landesbischof D. Meiser über Offenb. Joh. 22, 13 hielt, folgte die feierliche Verlesung der Gründungsurkunde der neuen Hochschule und die Einführung des Rektors D. Merz und der Dozenten Lic. Kinder und Lic. Stählin unter Handauflegung durch den Landesbischof.

Nach dem Gottesdienst, den ein Chor der Schwestern und Studenten, sowie Professor Dr. Högner mit meisterlichem Orgelspiel verschönt hatten, begrüßte in der Aula der Mädchenschule der Rektor der Diakonissenanstalt, D. Lauerer, die geladenen Gäste und stellten sich die verschiedenen Neuendettelsauer Schulen mit Liedern und Deklamationen vor. Anschließend gab eine von den Pfleglingen der Heil- und Pflegeanstalt ausgezeichnet gestaltete Adventsfeier ein eindrucksvolles und tief bewegendes Zeugnis von der Kraft der Liebe Christi, durch die ein Wilhelm Löhe und viele nach ihm gedungen wurden, diesen Ärmsten zu dienen und die auch in ihnen schlummernden Gaben und Kräfte mit unendlicher Geduld zu erwecken.

Am Nachmittag war die Festgemeinde wiederum in der großen Schulaula vereint. Ein Festakt, der durch zwei vom Windsbacher Knabenchor vollendet gesungene Motetten von Johann Walt-

her und Joh. Seb. Bach bereichert wurde, brachte zunächst Begrüßungsworte und eine Darstellung der Erwägungen und Entschließungen der Landeskirche über die neue Hochschule durch Landesbischof D. Meiser. Es folgten die Eröffnungsvorlesung von Rektor D. Merz über Wesen und Aufgabe einer kirchlichen Hochschule und die Grußworte der Behördenvertreter sowie kirchlicher Persönlichkeiten, wie des Landesbischofs von Hannover, D. Dr. Lilje für die lutherischen Kirchen Deutschlands, des Vertreters der amerikanischen lutherischen Kirchen, Prof. Bodensieck, des Präsidenten der bayerischen Landessynode, Staatsrat Dr. Meinzolt und des Dekans der Erlanger Fakultät, Professor D. v. Löwenich.

Am Abend des festlichen Tages brachte ein Zusammensein der noch nicht abgereisten Gäste mit den Dozenten und Studenten der neuen Hochschule und mit den Schwestern der Anstalt im Mutterhaus neben musikalischen Darbietungen eine Ansprache des Seniors der Studentenschaft und einen ebenso launigen wie tiefgründigen Bericht von Landesbischof D. Lilje über seine jüngst stattgefundene Englandreise. Mit Lied und Friedenswunsch endete der Tag.

Es konnte und durfte nicht anders sein, als daß die Predigt des Festgottesdienstes ein Bekenntnis zu der Grundlage brachte, auf der dieses neue Werk erwachsen soll: nicht um die rechtliche Anerkennung, nicht um unsere ernsthaften, gutgemeinten Absichten und Pläne geht es als wichtigstes, sondern vor allen diesen Voraussetzungen geht es um die Tatsache, daß Jesus Christus Anfang und Ende bleibt, und zwar in dem Vorwärtstreiben dieses Werkes, in der Lehre und in dem Leben der Lehrenden und Lernenden.

Unter diesen allgemeinen Vorzeichen stand die ganze Eröffnungsfest im Zeichen der Treue, der ehrlichen *Nüchternheit* und einer großen *Weitschaft*. Es kam die Treue zu dem Bekenntnis der Väter und ihrem Forschen in der Schrift, das hier seine Stätte finden soll, ebenso zum Ausdruck, wie ein ehrendes Gedächtnis jener Männer, deren Herzblut zu einem Gutteil für die Verwirklichung dieses Gedankens pulsiert hatte und die diesen Tag nun nicht miterleben konnten, weil sie vor wenig mehr als einem Jahr hatten hingehen dürfen – der verstorbene Oberkirchenrat Wilhelm Bogner und Christian Stoll.

Nüchternheit und *Weitschaft* zugleich fanden ihren Ausdruck auch darin, daß in den Reden und Ansprachen dieses Tages um die rechte Darstellung und Lösung eines Problems gerungen wurde, das für die junge Hochschule von entscheidender Bedeutung ist, nämlich das Verhältnis von Universität und Theologischer Fakultät zur kirchlich-theologischen Hochschule. Vor allem kam das in der Eröffnungsvorlesung des Rektors zur Sprache und klang dann in so manchen der Grußworte wieder: die Entwicklung zum Hochschulgedanken, der besondere Auftrag einer kirchlichen Hochschule, besonders aber die Frage, ob sie wirklich den Namen einer Hochschule verdiene. – *Ergänzung* der Universität zu sein, schon aus rein äußeren Gründen, vor allem aber um der Lebensgemeinschaft und der Verbindung mit der Gemeinde und den Werken der Kirche willen, nicht aber *Ersatz* der Universität, weil auch die Verbindung und der Austausch mit den anderen Fakultäten und Wissenschaften und damit die lebendige Beziehung zur Welt des Menschen geistes dem jungen Studenten unentbehrlich sein muß – das ist die rechte Aufgabe und Stellung einer kirchlichen Hochschule. Sie will und muß Forschungsinstitut sein und zugleich Stätte der praktischen Erfahrung und Einübung in den zukünftigen Beruf.

So stand der Eröffnungstag der Augustana-Hochschule unter verheißungsvollen Zeichen und läßt uns auf eine gesegnete Führung durch den Herrn der Kirche hoffen und darum bitten. In der Treue zu dem Erbe der Väter beruhend, nüchtern die Gegebenheiten und Möglichkeiten der Zeit nutzend als Hilfen Gottes, in das Ganze der Kirche und ihres Lebens eingebettet und aus demselben schöpfend, der Kirche und Gemeinde mit ihrem besonderen Werk und Auftrag dienend, der Welt und ihren Stimmen und Nöten mit einem offenen Ohr zugewandt – so stellt sich nun dar, was im Aufblick zu Gott begonnen wurde, um an einem Teil dem Befehl des Herrn Gefolgschaft zu leisten, der seinen Dienern die Verkündigung des Evangeliums aufgetragen hat. So sei dieses Werk auch der Fürbitte der Christen befohlen.

3. In einem Antwortschreiben auf die Einladung zur Eröffnungsfeier gibt der Vertreter der amerikanischen Militärregierung seine Einschätzung dieser Hochschulgründung zu erkennen:

OFFICE OF MILITARY GOVERNMENT FOR BAVARIA

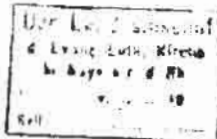
Munich, Germany Internal Affairs Division
APO 407

US Army

MGBAE

5 December 1947.

Bishop Meiser
Himmelreichstrasse 3
Munich



Your Excellency:

Governor Murray D. Van Wagoner appreciates your courtesy in inviting him to the opening of the Augustana Hochschule at Neuendettelsau-Beilsbrunn on 10 December 1947. However, Governor Van Wagoner will not be able to attend but will be represented by Dr. James M. Egan, Chief of Religious Affairs Section. Governor Van Wagoner wishes to state that the opening of this Evangelical Seminary is another great step forward in rebuilding religion in Germany. (You are to be congratulated on your untiring efforts in promoting religion as a basis for a sound government.)

FOR THE LAND DIRECTOR:

WR Awar...
AL D. SIMS
A/Division Director

Telephone: MUNICH CIVIL 42221 ext. 467.

*D. Egan verhindert,
schickte D. Egan,
ausd. v. d. Hochschule*

4. In der Allgemeinen Rundschau vom 10. Januar 1953 berichtete Martin Lagola über seinen Besuch an der Augustana-Hochschule:

Eine Ausbildungsstätte der Pfarrer von morgen

Besuch bei der Augustana-Hochschule in Neuendettelsau

Als wir aus dem Auto ausstiegen, stand ein junger Mann vor dem Hauptgebäude der Hochschule und schaute uns fragend an. Vielleicht hatte ihn die ungewöhnliche Ausrüstung mit Blitzkasten und vielen geheimnisvollen Drähten erschreckt. Wir kamen aber schnell ins Gespräch und stellten fest, daß wir gleich den richtigen Mann gefunden hatten, nämlich einen der jungen Assistenten, Vikar Theodor Heckel, den Sohn Bischof D. Heckels, des Leiters des Evangelischen Hilfswerkes für Kriegsgefangene und jetzigen Dekans in München.

Der junge Assistent begann bereits als Kriegsgefangener in einem englischen Lager das Studium der Theologie und setzte es nach seiner Entlassung in Deutschland fort. Er gehört also noch zu der Generation der Kriegsteilnehmer, um deretwillen die Augustana-Hochschule im Dezember 1947 eigentlich gegründet worden ist.

Damals war nämlich eine Gruppe von entlassenen Kriegsgefangenen nach Neuendettelsau gekommen, die bereits im Gefangenenlager Rimini/Italien mit dem Theologiestudium begonnen hatten. Im Lager hatten sie in einer strengen geistlichen Zucht miteinander gelebt. Unter ihnen waren manche »Heidenchristen«, die erst nach dem Zusammenbruch den Weg zum lebendigen Herrn gefunden hatten. Sie konnten die Zeit kaum abwarten, bis sie endlich in den kirchlichen Dienst der Verkündigung gestellt wurden. Diese prachtvollen Männer mit einem ungeheuren Schwung bildeten den Kern der dann für sie eingerichteten Hochschule.

Viele von ihnen hatten keine Heimat und kein Zuhause mehr. In den überfüllten Universitätsstädten konnten sie nicht unterkommen. Es ergab sich damals als ganz selbstverständlich, daß die Studenten ein Leben mit gemeinschaftlichem Wohnen und gemeinsamen Mahlzeiten begannen. Schon durch dieses Gemeinschaftsleben ist ein neuer Typus der Ausbildungsstätte gewachsen.

Hinzu kam die enge Verbindung mit den sichtbaren Lebensäußerungen der Kirche. In Neuendettelsau sind Werke der Inneren und Äußeren Mission vertreten. Im Pastoralkolleg kommen Gemeindepfarrer zu Lehrgängen zusammen. Die Studenten sitzen mit ihnen gemeinsam bei Tische und haben viele andere Gelegenheiten, durch die Amtserfahrungen der Älteren sich auf das geistliche Amt vorzubereiten. Das frühe Vertrautwerden mit der künftigen Gemeindegarbeit und das betonte Hineinwachsen in das gottesdienstliche Leben, wie es in Neuendettelsau bewußt gepflegt wird, ist ohne Zweifel ein Vorteil gegenüber der Ausbildung auf der Universität, wo durch die Überbetonung der wissenschaftlichen Arbeit erfahrungsgemäß oft der Kontakt mit der konkreten christlichen Gemeinde fehlt.

Von den Studenten in Neuendettelsau gehören jetzt nur noch einige der Generation der Kriegsteilnehmer an. Wir gingen mit dem Assistenten die Liste durch. Seitdem die jungen Jahrgänge wieder vorherrschen, hat sich zwangsweise auch die Methode des Unterrichts umstellen müssen.

Über die Besucherzahl der Augustana gab der Leiter der Hochschule, Rektor D. Merz ausführlich Auskunft. Zur Zeit studieren in Neuendettelsau 113 Studenten, von denen 91 aus Bayern und 22 aus anderen Gebieten Deutschlands stammen. Ein Drittel der bayerischen Studenten kommen aus heimatvertriebenen Familien. Im ersten Semester stehen 51, im zweiten 15 und im dritten 22. Danach nehmen die Zahlen ab und steigen bei den höheren Semestern wieder an.

Von den Anfängern müssen die meisten die Prüfungen in Griechisch und Hebräisch nachmachen, was heute noch Grundvoraussetzung für das theologische Studium ist. In einigen Studienreformplänen hat man vorgeschlagen, die Kenntnis der alten Sprachen, in denen die Bibel geschrieben ist, bei Oberrealschülern nicht mehr zu verlangen. Aber Rektor D. Merz sprach sich aus guten Gründen auf der letzten Landessynode gegen die Erleichterungen aus. Die jungen Studenten wissen, daß sie in Neuendettelsau die schwierigen Sprachen wie Griechisch und Hebräisch am schnellsten und gründlichsten lernen. Darum sind die Anfangssemester so stark vertreten.

Erfreulicherweise kommen neuerdings auch Studenten, die dicht vor dem Examen stehen und sich sorgfältig auf die Prüfungen vorbereiten wollen. Die Zahl derer, die nach einiger Zeit nach Neuendettelsau zurückkehren, wird immer größer. An anderen Universitäten werben die Ehemaligen von Neuendettelsau für ihre Hochschule und ziehen Freunde nach dort. »Wir sind allmählich eine feste Vorstellung geworden«, sagte Rektor D. Merz und fügte scherzhaft hinzu. »wenn wir auch noch mancher Entmythologisierung bedürften«.

Die Zahl der Studierenden ist mit 113 auf alter Höhe geblieben. Mehr könnten in den zur Verfügung stehenden Räumen nicht untergebracht werden. Der Höchststand wurde im Winter 1949 mit 131 erreicht. Die überzähligen Studenten mußten damals im Hospiz beherbergt werden, das aber seine Zimmer auf die Dauer nicht mit ihnen belegen kann.

Vor fünf Jahren wurde die Augustan-Hochschule trotz vieler Bedenken und Warnungen eröffnet. »Wir sind nicht nur Schule«, stellte Rektor D. Merz mit Stolz fest, »sondern eine Gemeinde geworden«. Und ohne Zweifel gehört dieses neue Werk von Neuendettelsau zu einem der größten fruchtbringenden Unternehmungen unserer Landeskirche.

(Martin Lagois)





Tintenfaß und Tageslicht-Projektion: Der Lehrbetrieb 1949 (E. Kinder in der alten Augustana) und 1973 (H. Angermeyer im neuen Seminargebäude)

5. Einen Eindruck, wie sich die Studentenbewegung der späten 60er Jahre an der Hochschule auswirkte, gibt der folgende Auszug aus einem Hochschul-Info des ASTA im WS 69/70:

... Der alte VDS (Verband Deutscher Studentenschaften) vor der Machtübernahme durch den SDS, war, so kann man wohl sagen, mehr oder weniger ein systemimmanentes arbeitendes Organ, das die Interessen der Studentenschaften ziemlich farblos vor einem Establishment vertrat, welches ihn hauptsächlich als Verwalter «erlaubter» studentischer Dinge verstand und mißbrauchte. Diesen Verband versuchte nur der SDS in einen »sozialistischen Kämpfverband« umzufunktionieren. Wäre er dabei nicht so losgelöst von der Basis vorgegangen (...), dann hätte er sicher Erfolg gehabt, und wir wären schon einige Schritte weiter auf dem Weg zu einer echten Interessenvertretung. Das Denken an eine Studentengewerkschaft ist in diesem Zusammenhang gar nicht so abwegig«.

6. Aus einem Bericht von Rektor Prof. Dr. Andersen »Die Augustana-Hochschule von 1966–1970«

.. Neben der »normalen« Arbeit, die mit – gewiß immer wieder wechselndem – Eifer betrieben wurde, kam es auch an der Augustana-Hochschule zu intensiven Diskussionen über Studien- und Hochschulreform. Der jederzeit mögliche persönliche Kontakt und die in der Hochschulsatzung von 1947 vorgesehene Zusammenarbeit der Dozenten mit den Studenten erwies sich dabei als große Hilfe.

Wir haben Vertreter der Studentenschaft bereits mit beratender Stimme zu den Dozentensitzungen herangezogen, als das an Universitäten nicht üblich war ...

Zum Schluß soll noch etwa über die innere Situation der Studentenschaft gesagt werden. Das kann natürlich nur in aller Vorsicht und Zurückhaltung geschehen, zumal sie sich schnell wandelt ...

Die theologischen und geistlichen Gegensätze unter den Studenten sind größer geworden. Die in Kirche und Gesellschaft allgemein zu beobachtende Polarisierung wirkte sich auch an der Hochschule aus. Zahlenmäßig fielen die Studenten nichts ins Gewicht, die bereits von der Schule her zu »Basisgruppen« tendierten. Aber sie entfalteten doch eine beträchtliche Aktivität; und ein weitverbreitetes Unbehagen am kirchlichen und gesellschaftlichem »establishment« schuf aufnahmewilligen Boden. Es war viel von Demokratisierung und antiautoritären Maßnahmen die Rede. Aber auch die extremsten Gegenpositionen wurden bezogen.

Ein erheblicher Einfluß geht seit einigen Semestern von solchen Studenten aus, die aus einer pietistisch geprägten Jugendarbeit kommen oder auf Grund einer bewußten Glaubensentscheidung das Theologiestudium aufgenommen haben ... Hier haben wir es fraglos mit Spannungen und Auseinandersetzungen zu tun, die durchgestanden und ausgetragen werden müssen ...



*Feste spielen im Hochschulleben eine große Rolle.
Hier eine musikalisch-satirische Darbietung (1975)*

30 Jahre im Spiegel der Zahlen

2255 Studentinnen und Studenten wurden seit 1947 an der Augustana-Hochschule immatrikuliert. Wie entwickelte sich der Zustrom zum Theologiestudium? Aus welchen Gruppen setzten sich die Studierenden zusammen? Welche Trends lassen sich ablesen? Im folgenden sollen die wichtigsten Beobachtungen dargestellt und erläutert werden.

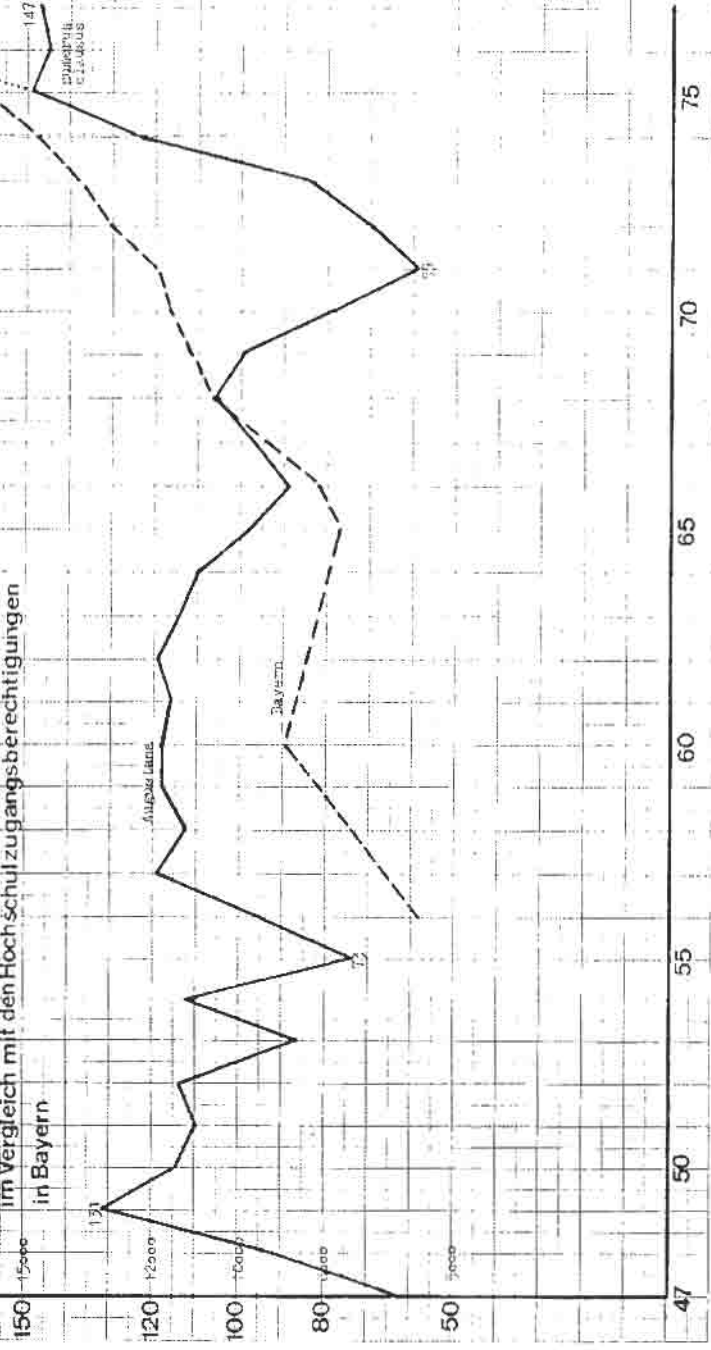
I. Die Entwicklung der Theologiestudentenzahlen korrespondiert mit der Entwicklung bei den Abiturienten.

Im Diagramm I wird die Zahl der Theologiestudenten an der Augustana-Hochschule mit der Zahl von Hochschulzugangsberechtigungen in Bayern pro Jahr verglichen. Daraus wird deutlich, daß der Anstieg bei den Theologiestudenten seit 1971, so dramatisch er war, durchaus nicht so unvermittelt und unerklärlich eingetreten ist. Eine besondere Erweckungsbewegung braucht dafür so wenig angenommen zu werden wie der besondere Druck des Numerus clausus in anderen Fächern. Wenn sich die Zahl der Abiturienten pro Jahr in Bayern seit 1965 verzweieinhalbfacht hat, müßte sich bei nur gleichbleibendem Interesse am Theologiestudium auch die Zahl der Theologiestudenten entsprechend erhöhen. In der Tat ist dies der Fall, wenn wir ab 1975 nicht von den tatsächlich an der Augustana-Hochschule immatrikulierten Studenten ausgehen, sondern auch diejenigen hinzurechnen, deren Bewerbung nicht berücksichtigt werden konnte. Für 1977 kommt man dann auf eine Zahl von 250. Bezogen auf die Verhältnisse von 1965 (98 Studierende) ergibt sich ziemlich genau das Verhältnis von 1 : 2,5.

Auch die langsam abnehmenden Zahlen in der ersten Hälfte der 60er Jahre entspricht einem Rückgang der Abiturienten in Bayern. Jeweils neun Jahre zuvor waren weniger Kinder ins Gymnasium eingetreten.

Die These einer solchen Korrespondenz läßt sich freilich an einem Punkt nicht durchhalten: beim Einbruch der Theologiestudentenzahlen Anfang der 70er Jahre. Mit 59 Studierenden war ein Tiefststand in der Geschichte der Hochschule erreicht, wenn man von der Ausnahme des Sommersemester 1956 absieht. Damals war es ein schulorganisatorischer Grund, der die Zahl bis auf 39 absinken ließ. Im Sommer 1955 hatte es in Bayern keine Abiturienten gegeben, weil das Gymnasium von acht auf neun Jahre Schulzeit verlängert wurde. Im Wintersemester 1954/55 gab es demnach keine bayerischen Studienanfänger, im Frühjahr darauf trat dann noch der regelmäßige Schwund des Sommersemesters ein.

1 Entwicklung der Studentenzahlen seit 1947
 im Vergleich mit den Hochschulzugangsberechtigungen
 in Bayern



147

Studentenzahlen

Hochschulzugangsberechtigungen

Aufstockung

Bayern

131

125000

100000

80000

60000

47

50

55

60

65

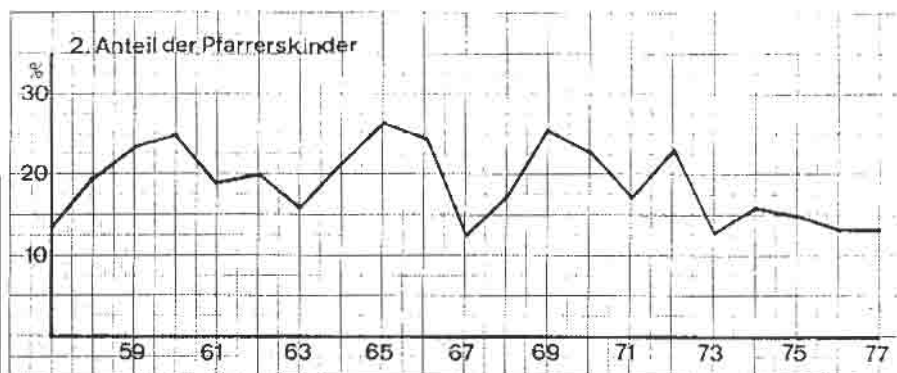
70

75

Solch ein schulorganisatorischer Grund ist für den Rückgang Anfang der 70er Jahre nicht zu benennen, im Gegenteil: die Zahlen der Abiturienten steigen steil an. Die Erklärung liegt wohl in einer Folge der Studentenbewegung, die auch die Schulen erfaßte. Zum Aufbegehren gegen das »Establishment« gehörte auch eine schärfere Religions- und Kirchenkritik. Daß solche Kritik auch im Theologiestudium ihren Platz haben kann, mochte man vermutlich nicht recht glauben, einer kirchlichen Hochschule am wenigsten. Der Wiederanstieg der Kurve seit 1971 ist freilich steiler als die Zunahme der Abiturienten. Ich deute es so, daß die rein demographische Entwicklung überlagert wurde durch eine Klimawende im öffentlichen Bewußtsein. Die Religion kehrte zurück, weltweite Wendung zu Innerlichkeit und Irrationalismus, zu Skepsis gegenüber technokratischer Weltbewältigung und Angst vor den Grenzen des Wachstums, die ein apokalyptisches Ende nahelegen schienen, bestimmten das Denken.

II. Der Anteil der Pfarrerskinder geht zurück, bleibt aber immer noch ungewöhnlich hoch.

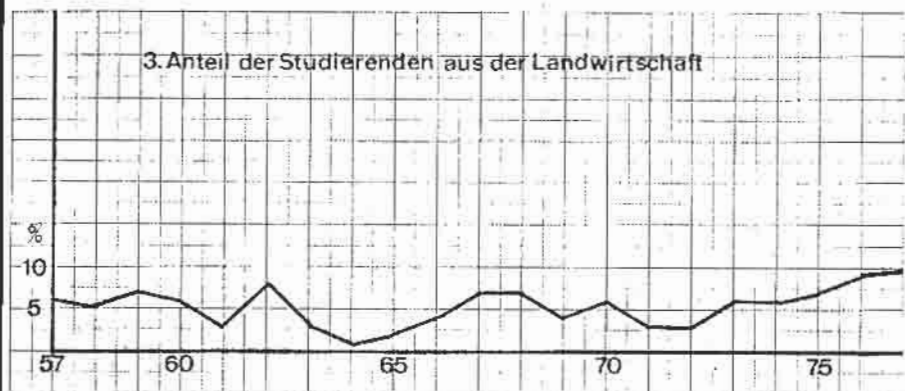
Die Berufe der Väter werden an der Augustana-Hochschule erst seit 1953 statistisch erfaßt. In dieser Zeit hat der Anteil von Studierenden aus Pfarrers-, Diakonen- und Missionarsfamilien nicht selten bei einem Viertel der Gesamtstudentenzahl gelegen und entspricht damit einem Wert, der so bis ins 19. Jahrhundert zurück gemessen wird (nach K. W. Dahm, Beruf Pfarrer, München 1971, S. 86–88). 1977 ist diese Gruppe nur noch halb so stark: sie liegt bei 13 %. Freilich waren die Werte auch 1957 und 1967 so niedrig, doch folgte darauf stets wieder ein Anstieg. Bei den für signifikante statistische Aussagen eigentlich zu kleinen Ausgangszahlen sind solche Schwankungen auch durch bloßen Zufall erklärlich. Dagegen scheint mir die Entwicklung ab 1973, vielleicht schon seit 1969 einen deutlichen Abwärtstrend zu markieren. Absolut gerechnet bleibt



der Anteil freilich immer noch sehr hoch, bedenkt man, daß Pfarrer(innen), Diakone und Missionare unter den Erwerbspersonen in Bayern etwa nur ein halbes Promille ausmachen.

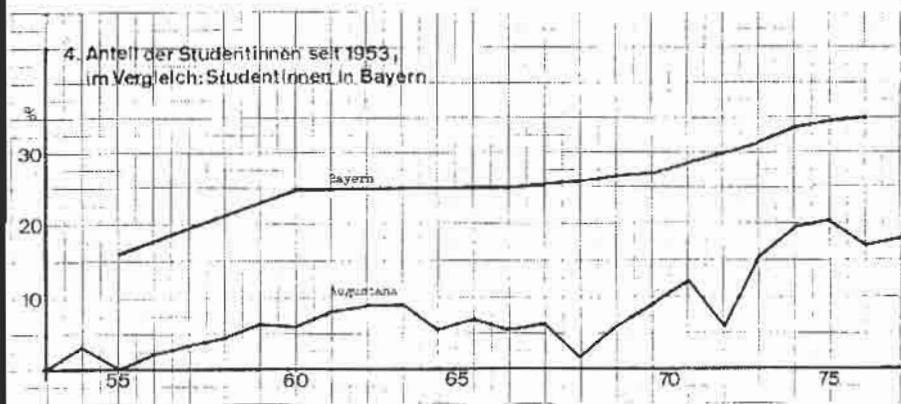
III. Die Zahl der Studierenden aus bäuerlichen Schichten nimmt zu.

Die Anzahl der Bauernkinder unter den Studenten wird hier aus zwei Gründen untersucht: Zum einen ist es eine alte Tatsache, daß der Nachwuchs für den Pfarrerberuf gerade auch aus bäuerlichen Schichten gekommen ist. Dort wo die Kirche noch im Dorf steht und der Kirchgang Spitzenwerte von 50–70 % erreicht, genießt dieser Beruf hohes Ansehen. In Mittelfranken gibt es noch solche Dörfer, aber insgesamt wird man wohl dem Bild vom geschlossenen bäuerlichen, dem Brauchtum verpflichteten und kirchlich gebundenen Dorf den Abschied geben müssen. Zu erwarten wäre also ein Rückgang der Zahlen. Ein Blick auf die Graphik (Diagramm Nr. 3) lehrt jedoch, daß gegenwärtig mit 10 % der höchste Wert seit 1957 vorliegt, ohne daß diese Zahl besonders über frühere Werte hinausragt. Offenbar sind die Bildungschancen für das Landkind in den letzten Jahren doch spürbar besser geworden, so daß zu erwartende Rückgänge ausgeglichen, ja in bescheidenen Zuwachs umgekehrt worden sind. Aufschlußreich wäre natürlich auch der Anteil der Arbeiterkinder unter den Theologiestudenten gewesen. Nicht nur der Erfolg der Bildungspolitik, sondern auch die Frage der Resonanz der Kirche in der Arbeiterschaft hätte man daraus ablesen können. Leider war es jedoch nicht möglich, den früheren Statistiken präzise Zahlen zu entnehmen. Angaben wie »Handwerker« und »Rentner« ermöglichen keine genaue Zuordnung. Im Wintersemester 1977/78, wo wir exakter ermitteln können, ergibt sich eine Zahl von 14 %. Zum Vergleich: Unter den Studienanfängern an den Hochschulen in Bayern im WS 76/77 betrug der Anteil der Arbeiterkinder ebenfalls 14 %.



IV Der Prozentsatz der weiblichen Studierenden steigt an, liegt aber noch weit unter dem Durchschnitt der bayerischen Universitäten.

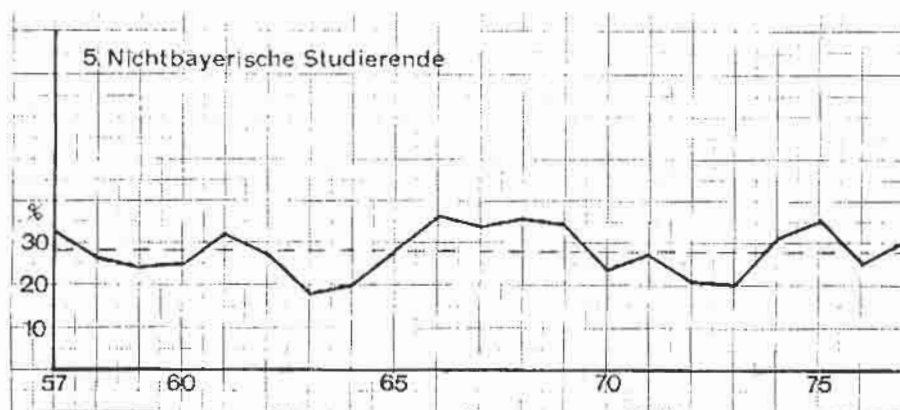
Die ersten ordentlichen Studentinnen wurden im Wintersemester 54/55 an der Augustana-Hochschule immatrikuliert. Ihr Anteil an der Gesamtstudentenschaft stieg langsam aber beharrlich an, überschritt jedoch bis 1970 niemals die 10 %-Marke. 1975 werden allerdings dann schon 20 % Theologinnen gezählt. Der Anteil der weiblichen Studierenden an wissenschaftlichen Studiengängen in Bayern liegt dagegen bei 35 %. Unkenrufe, daß der Beruf des Pfarrers sich zu einem Frauenberuf hin entwickeln werde, lassen sich von unseren Zahlen aus nicht begründen. Anders sieht es im Fachhochschulstudiengang aus. Hier erreichen die Studentinnen einen Anteil um 75 %.



V. Die Studierenden, die aus nicht-bayerischen Kirchen kommen, machen konstant ein gutes Viertel aus.

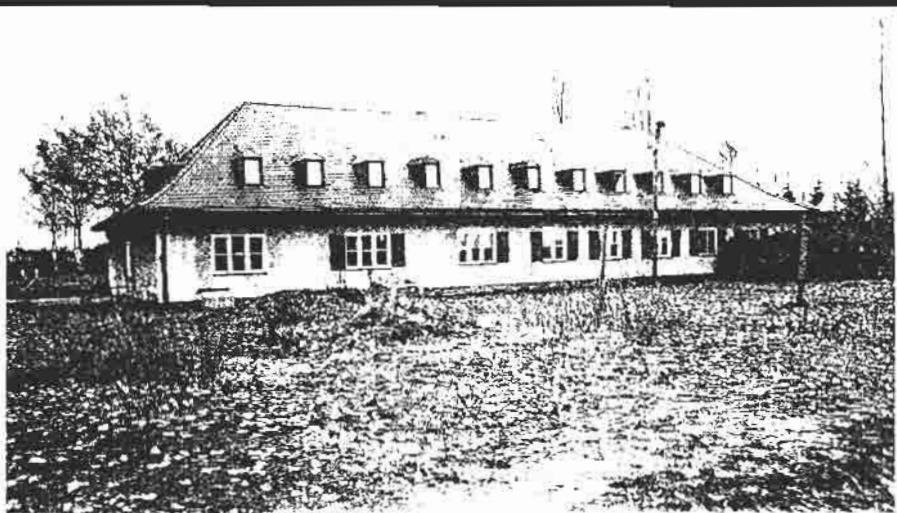
Zwischen 1957 und 1977 liegt der Durchschnitt der nichtbayerischen Studierenden bei 28 %. Dabei gibt es Pendelausschläge nach oben und nach unten, jedoch keine prinzipielle Veränderung. In den 70er Jahren bildeten unter ihnen die Angehörigen der württembergischen und badischen Landeskirche die größten Gruppen, in den 60er Jahren schickten Schleswig-Holstein neben Baden und Hannover das Hauptkontingent. Innerhalb eines Jahres sind fast immer alle Landeskirchen der EKD vertreten. Auch aus Europa und Übersee studieren jedes Jahr einige Theologen bei uns. Darunter stellen die Österreicher aufs Ganze gesehen die größte Gruppe, gefolgt von Norwegen. Die übrigen Länder seien hier noch ohne Anspruch auf Vollständigkeit alpha-

betisch aufgeführt: Argentinien, Brasilien, England, Finnland, Griechenland, Island, Italien, Japan, Jordanien, Jugoslawien, Korea, Mexiko, Polen, Portugal, Schweiz, Spanien, Südafrika, Syrien, Tansania, USA.



Anmerkung: Die Vergleichszahlen aus dem Bereich der bayerischen Hochschulen entstammen dem Bayerischen Hochschulgesamtplan, hrsg. vom Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus, München 1977. Den Zahlen aus dem Bereich der Augustana-Hochschule liegt immer das Wintersemester zugrunde.

Zu den Bildern auf der rechten Seite:
 Oben: Die Muna 1949, hier das spätere »Bozzelhaus«.
 Unten: Wohnheim und Seminargebäude von 1972.



Daten und Namen auf einen Blick

1. Oktober 45 Das Pastorkolleg wird eröffnet
April u. Okt. 46 Zwei Kurse für Theologiestudenten am Pastorkolleg
Dezember 46 Ankunft der aus der Kriegsgefangenschaft in Rimini entlassenen Theologiestudenten
1. Februar 47 Die Studienfakultät des Pastorkollegs nimmt ihren Betrieb auf
7. Mai 47 Die Landessynode errichtet per Gesetz die Augustana-Hochschule Neuendettelsau-Heilsbronn
10. Dezember 47 Die Hochschule wird offiziell eröffnet
48/49 Das Gemeindehaus der Diakonissenanstalt (heute „Luthersaal“) wird stufenweise der Hochschule überlassen
Mai 49 Die Hochschule dehnt sich auf das Gelände der ehemaligen Munaus aus
- 52 Die Klosterabtei Heilsbronn wird von der Hochschule nicht mehr genutzt
26. Juni 53 Eine neue Ordnung der Studentenschaft präzisiert deren Mitwirkung am Hochschulleben
- Sommer 54 Der erste Feriensprachkurs in Latein wird gehalten
2. November 54 Die ersten StudentInnen werden immatrikuliert
2. November 56 Das Meiserhaus wird eingeweiht
26. April 60 Der 1000. Student wird immatrikuliert
April 61 Der große Hörsaal im erweiterten Kollegienhaus und ein Umbau für Studentinnen (Georg-Merz-Haus) werden fertiggestellt
- WS 65/66 Die obligatorische Studienberatung wird eingeführt
November 66 Die Kapelle wird eingeweiht
Januar 69 Eine Kolloquiumsordnung wird geschaffen und praktiziert
November 69 Eine Satzungsänderung eröffnet die Möglichkeit, eine erweiterte studentische Mitbestimmung im Rahmen eines Concilliums zu erproben
- WS 71/72 Das Wechselrektorat wird eingeführt und die Concilliumsordnung rechtskräftig
- 72 Das Pfarrseminar für Spätberufene bezieht das Bezzelhaus
27. März 72 Die Landessynode errichtet per Gesetz einen Fachhochschulstudiengang für Religionspädagogik und Kirchliche Bildungsarbeit im Rahmen einer Augustana-Gesamthochschule
- Herbst 72 u. 73 Der hebräische Feriensprachkurs findet in Israel statt
WS 72/73 Der Fachhochschulstudiengang nimmt seinen Betrieb auf
Das Lehrangebot realisiert das neue Modell einer Studieneingangsstufe mit vollem Feriensprachkursprogramm
- Januar 73 Wohnheim II und Seminargebäude werden fertiggestellt
Dezember 73 Das Bayerische Hochschulgesetz verleiht der Hochschule das Promotionsrecht
- Juli 74 Die Hochschule wird Mitglied der Westdeutschen Rektorenkonferenz
August 74 Die „Wache“ wird für den Fachhochschulstudiengang umgebaut und aufgestockt
- Mai 75 Der 2000. Student wird immatrikuliert
WS 75/76 Wegen der sprunghaft ansteigenden Bewerberzahl wird ein Verfahren zur Studienplatzbeschränkung beschlossen

Professoren

Studentenpfarrer –
Sprachlehrer – Assistenten

47–57	Georg Merz	47–50	Hans-Eberhard Wilhelm
47–53	Ernst Kinder		
47–56	Rudolf Stählin		
(47) 48–73	Martin Wittenberg		
48–52	Wilhelm Zillinger	48–53	Oswald Henke
(48) 50–65	Eduard Ellwein		
(48) 56–72	Georg Vicedom		
		50–51	Hermann Ebert
		50–51	Wolfgang Hammer
		51–53	Theodor Heckel
		51–55	Siegfried Wolf
53–56	Wilfried Joest	52–56	Gottfried Lindenberg
		53–62	Helmut Rix
		55–56	Hans Schmoll
		55–57	Adolf Sperl
		55–60	Frithjof Gräßmann
56–76	Wilhelm Andersen	56–59	Hanns Leiner
(56) 60–67	Walter Rupprecht		
(57) 58 ff	Friedrich W. Kantzenbach	57–64	Gerhard Münderlein
		60–63	Gottfried Seitz
		60–67	Hartmut Stoll
62 ff	Hans Schmoll		
		63–71	Günter Henke
		64–69	Reinhard Bogdahn
65 ff	August Strobel		
67 ff	Helmut Angermeyer	67–69	Ernst Hopf
		69–70	Udo Frings
		69–72	Hans-Jörg Bräumer
		69–73	Karl Foitzik
		70–73	Gerhard Köberlin
		70 ff	Burckhardt Spiecker
		71 ff	Gerhard Monninger
72 ff	Herwig Wagner		
73 ff	Horst Dietrich Preuß	73–76	Helmut Müller
		73 ff	Gerhard Hausmann
		74 ff	Ulrike Klein
76 ff	Joachim Track	76 ff	Ernst Kunas

Zahlen in Klammern geben den Beginn einer Lehrtätigkeit vor der Verleihung des Lehrstuhls an.

»Um die Ordnung im Haus gab es immer Streit«

Ein Gespräch

Das folgende Gespräch mit drei »Ehemaligen« wurde im Oktober 1977 schriftlich geführt und vom Herausgeber leicht überarbeitet.

Die Teilnehmer:

Dr. Oswald Henke,

emeritierter Rektor des Missions- und Diasporaseminars, geb. 1910, von 1948–1953 an der Augustana tätig.

Gottfried Lindenberg,

Dozent für Altes Testament am Missions- und Diasporaseminar, geb. 1929, an der Augustana tätig von 1952–1956.

Dr. Gerhard Munderlein,

Dozent für Neues Testament am Missions- und Diasporaseminar, geb. 1930, von 1957–1964 an der Augustana tätig.

Moninger: Meine Herren, Sie sind zu unterschiedlichen Zeiten an der Augustana-Hochschule als Assistenten und Studieninspektoren bzw. Studentenpfarrer tätig gewesen und leben heute wieder in Neuendettelsau. Seit damals hat sich viel verändert. Was ist für Sie die augenfälligste Wandlung, wenn Sie den heutigen Hochschulbetrieb betrachten?

Munderlein: Da ich kein Insider mehr bin, fallen mir die Äußerlichkeiten besonders auf: Neubauten und Massen von Autos; viele – erfreulich hübsche – Studentinnen und unterschiedlich lange Bärte oder Haare; gähnende Leere am Wochenende; starkes Interesse der Hochschule, in der wissenschaftlichen Einstufung den Fakultäten zu gleichen – man denke an das Promotionsrecht – und zögernde, aber offenbar stärker werdende Versuche im Lehrbetrieb, von den reinen Vorlesungen wegzukommen.

Lindenberg: Augenfällig ist für mich zunächst die räumliche Loslösung der Hochschule aus dem Bereich der Diakonissenanstalt. Die Anfangszeit war ja weitgehend davon geprägt, daß wir Gäste der Anstalt waren; im heutigen Käthe-Luther-Heim und dort, wo jetzt das Jugendzentrum aufgenommen ist. Auch da, wo entlegene Exklaven erschlossen wurden, wie draußen in der Muna, sorgte jeweils eine markante Diakonisse als Hausmutter für die enge Anbindung an St. Laurentius. Matutin und Vespem der Diakonissengemeinde standen denn auch im Stundenplan der Augustana fest eingedruckt. An ein eigenes Andachts- oder gar Gottesdienstzentrum der Hochschule wollte Merz unter keinen Umständen denken. Nur mit Mühe war ihm das Zugeständnis eines »Sanctuariums« im Meiserhaus (heute Clubraum) abzurufen.

Die Lebensformen der Hochschule haben sich nach meinem Eindruck sehr gelockert.

Gegenüber der oft patriarchalisch empfundenen Hochschul-«Familie»; («mit Mutterhänden leitet er die Seinen stetig hin und her ...»; so wurde die väterliche Autorität des ersten Rektors gern apostrophiert), steht heute doch ein Gefüge, in welchem das partnerschaftliche Zusammenspiel der Kräfte vorherrscht.

Henke: Als erster Studieninspektor habe ich die Augustana-Hochschule auch auf den Studentenpfarrerkonferenzen vertreten. Studentenpfarrer sollten nach den Vorstellungen des Gründungsrektors alle theologischen Dozenten der Hochschule sein, voran der Rektor selbst. Dazu fügt sich die Tatsache, daß die ersten fünf Dozenten der Augustana sämtlich unmittelbar aus dem Gemeindepfarrdienst berufen wurden. Ich meine schon hierin auf der Seite der Dozenten die augenfälligste Wandlung zu sehen. Auf der Seite der Studenten entspricht dem eine Veränderung im Selbstverständnis der Studentenschaft. Schon im Semesterbericht des Seniors über das WS 1949/1959 findet sich der Satz: «Studentengemeinde und Studentenschaft decken sich.» Es scheint mir doch bezeichnend, daß die Studentenschaft der Augustana-Hochschule in den ersten Jahren ihr Gegenüber an den Universitäten nicht in den dortigen Allgemeinen Studentenausschüssen bzw. Fachschaften gesehen hat, sondern in den Studentengemeinden.

Monninger: Die Identität von Studentenschaft und ESG wird auch heute noch festgehalten, doch haben Sie sicher darin recht, daß sich die Studentenvertreter der Hochschule heute in gleichem Maß als AstA verstehen wie als ESG-Sprecher. Zu einem anderen Thema: In der Zeit, die ich überblicke, hat es in der Studentenschaft immer Gruppierungen zwischen «Liberalen» und «Pietisten», zwischen Konservativen und Progressiven gegeben. Gab es das zu Ihrer Zeit auch? Wie scharf waren die Auseinandersetzungen?

Münderlein: So weit ich mich erinnere, gab es nie scharfe Kämpfe. Natürlich gab es die

Gruppe der «Frommen» und die der «Rechtgläubigen», dazu einzelne «Liberalen», – aber jeder lebte sein theologisches Leben stark für sich, jedoch nicht in Streitigkeiten. Schwieriger war für viele die Begegnung mit der wissenschaftlichen Theologie, speziell der historischen Kritik. Hier ereigneten sich viele Schocks, manche Traumata führten zum Studienabbruch.

Lindenberg: Auseinandersetzungen zwischen solchen Gruppierungen erlebte ich besonders stark in meinen eigenen ersten Studiensemestern (1948/49) mit, wobei den Pietisten (Anhängern O. S. v. Bibra's, des Perfektionismus verdächtigt) nicht nur die «Sarx»-Partei gegenüberstand, sondern – theologisch ernsthafter – die Gruppe der Bekenntnis-Lutheraner ebenso wie die Barthianer. Es mag Sie vielleicht interessieren, daß einer der einflussreichsten «Asketen» von damals, G. Edel, sich später zu einem recht «telogenen» ZDF-Moderator (Abt. Kirche) gemausert hat. – Aus den 50er Jahren erinnere ich mich an einige «Entschiedene», deren Nimbus dadurch verblaßte, daß ihnen mehrfach am lichten Vormittag erst die Putzfrauen aus den Feldern helfen mußten. Aber es gab immer wieder auch kleine Gebetsgruppen, die wirklich schon in aller Frühe auf waren und die sich nicht von anderen bekämpft fühlen mußten.

Monninger: Unter den gegenwärtigen Studenten wird die besondere Lebensform der Hochschule, die Wohn- Tisch- und Arbeitsgemeinschaft überwiegend bejaht, das Kommunikationsbedürfnis ist geradezu unersättlich. Diese Lebensform soll sich aber nach der Meinung vieler spontan entwickeln. Wo sie verbindliche Ordnungen vorsieht, wird sie hin- und wieder als einengend empfunden. Kennen Sie solche Konflikte aus Ihrer Zeit? Wir beurteilen Sie heute diese Konzeption?

Münderlein: Um die Ordnung im Haus gab es immer Streit, gelegentlich gewaltig aufflackernd (bis hin zur Frage nach Soda im Kochsalz). Besondere Reibungspunkte: die Hausordnung, der Damenparagraf – ob es den

heute noch gibt? Jetzt erscheint es mir merkwürdig, daß die Studentenschaft ihrerseits kaum versuchte, Einfluß zu gewinnen auf Entscheidungen des Dozentenkollegiums. Das Gemeinschaftsleben wurde sehr häufig als mies bezeichnet, aber wohl von idealisierten Vorstellungen her.

Die Konzeption halte ich für gut: So viel Freiheit wie möglich im Zusammenleben – selbstregulierende Funktion der Gemeinschaft –, aber klare Grenzziehung bei essentials und Ermöglichung von Konfliktbearbeitung in Gremien verschiedener Art. Ist das die Konzeption der Hochschule heute?

Lindenberg: Ja. Konflikte hat es gegeben. Ich denke vor allem an die »Kandidaten-Revolution« von 1955, als der ganze Kandidatenflur des Bezelhauses von einigen »Rädelsführern« angeheizt, gegen die Verbindlichkeit der Frühstückszeit und gegen die Qualität der Mahlzeiten rebellierte. Damals wurde, soweit mir erin-

nerlich, ziemlich streng von oben durchgegriffen. Die bis dahin fast unbestrittene »Familienstruktur« der Hochschule bekam einen empfindlichen Knacks. Grundsätzlich befürworte ich nach wie vor das Konzept der »vita communis«. Aber die Annehmlichkeiten einer Wohn-, Tisch- und Arbeitsgemeinschaft liegen gleichsam nur verpackt, in bestimmte Zeiten und Formen gerahmt und artikuliert bereit. Jedes Semester neu darauf zu warten, bis ein amorpher Urbrei »spontan« und »freiwillig« sich selbst strukturiert, dürfte ein utopisches Unterfangen sein.

Henke: Zur Grundkonzeption der Augustana gehörte unabdingbar die verbindliche (!) Lebensgemeinschaft, die gewiß mehr meinte als die Befriedigung studentischer Kommunikationsbedürfnisse. Verbindliche Gemeinschaft aber ist ohne Ordnungen nicht möglich. Daß sich besonders junge Menschen an Ordnungen reiben, ist naturbedingt und darum auch



Küchendienst 1948

zu allen Zeiten an der Augustana zu beobachten gewesen. Asketische Züge haben die Ordnungen im übrigen nie getragen. Persönlich stehe ich unverändert zu dieser Konzeption der Wohn-, Tisch- und Arbeitsgemeinschaft, die natürlich »Gemeinschaft unter dem Wort Gottes« sein soll; das schließt gemeinsame oratio und meditatio ein. Georg Merz ist nicht müde geworden, auf Luthers Ausspruch hinzuweisen, daß drei Dinge den Theologen ausmachen, nämlich oratio, meditatio und tentatio. Er hat darin, daß sich die Studenten mit dieser tentatio, die das gemeinsame Leben auf engem Raum mit sich bringt, auseinanderzusetzen hatten, ein wichtiges Stück Einübung des angehenden Pfarrers in das Leben in und mit einer Gemeinde gesehen.

Monninger: Die Hochschule ist stolz darauf, daß es bei einem so hohen Maß an studentischer Mitbestimmung immer ein vertrauensvolles Klima zwischen Dozenten und Studenten gegeben hat. Sind Theologiestudenten friedfertiger?

Münderlein: Nachdem sogar AHS-Professoren und -Studenten der Erbsünde unterliegen, dürften sie kaum besonders friedfertig sein. Die kleinere Zahl der Studenten und die große persönliche Offenheit der Dozenten bewirken vermutlich am stärksten die gute Atmosphäre. Vielleicht sind auch die Mitbestimmungsmöglichkeiten so groß, daß das gemeinsame Interesse unnötige Konflikte vermeiden hilft.

Lindenberg: Hierzu habe ich ebensowenig eine Meinung, wie wenn sie fragen würden, ob Pfarrer im Straßenverkehr weniger Unfälle bauen als gewöhnliche Sterbliche – ich weiß es nicht! Indes halte ich es für ein hocherfreuliches Positivum, wenn das mit der Mitbestimmung und dem vertrauensvollen Klima so gut klappt. Es erinnert mich daran, daß dies bei uns im Missions- und Diasporaseminar ganz ähnlich gelagert ist.

Henke: Vertrauensvoll ist ja nicht sinniglich mit spannungslos. Daß unter jungen Menschen, die bewußt unter dem Friedensgruß

Jesu Christi leben («meinen Frieden lasse ich euch»), Friedfertigkeit wenigstens in Ansätzen ein wenig leichter zu erkennen ist als in ganz anderen Lebensverhältnissen, sollte nicht verwundern.

Monninger: Georg Merz hat die Besonderheit der Hochschule in ihrer »Kirchlichkeit« gesehen, ohne freilich kirchliche Gebrauchstheologie liefern zu wollen. Im Lauf der Jahre ist die Augustana in der Öffentlichkeit mehr als der Ort bekannt geworden, an dem man schnell und effektiv die alten Sprachen erlernen kann. Ich erkenne in der letzten Zeit noch ein weiteres Profil der Hochschule: Der Abiturient wählt Neuendettelsau, weil er den Problemen der Massenuniversität entrinnen will. Er sucht Individualität, Kommunikation und Beratung, weil er Anonymität, Isolation und Desorientierung fürchtet. Wie schätzen Sie die drei möglichen Kennzeichen der Hochschule ein?

Lindenberg: Alle drei von Ihnen genannten Kennzeichen waren eigentlich auch in der Anfangszeit der Augustana schon zu bemerken. Vor der Gefahr, wir könnten zu einem bloßen Sprachenkonvikt herabsinken, wurde oft gewarnt; daher der in der Nach-Merz schon Ara verstärkte Trend, das wissenschaftliche Niveau in allen Disziplinen zu heben. Es wäre allerdings schade, wenn der kirchliche Charakter der Hochschule verdrängt wurde. Ich finde, es sollte ihr proprium bleiben, daß sie die Dienstbezogenheit der Theologie deutlich macht. Die Hochschule sollte unbedingt der Realität »Kirche« d. h. auch ganz konkret der Gemeindewirklichkeit zugeordnet bleiben. – Zu den Erwartungen der Studenten: Wohl der Hochschule, wenn sie Individualität, Kommunikation und Beratung gewährleisten kann. Wohl ihr allerdings auch, wenn sie der Gefahr der Hospitalisierung der Studenten widerstrebt, indem sie ihnen Gelegenheit gibt, mündige Selbstverantwortung einzuüben.

Henke: Wenn Merz das Adjektiv »kirchlich« im Namen der Hochschule betonte, so kam das niemals von einem starren Konformismus her

–, dafür war er ein zu dynamischer und weiler Geist. Und das Verpflichtetsein an Schrift und Bekenntnis war ihm für den lutherischen Universitätsprofessor an einer staatlichen Fakultät genau so selbstverständlich wie für den Augustana-Dozenten. »Kirchlich« sollte die Hochschule darin sein, daß sich das Studium hier im Kontext des kirchlichen Lebens vollziehen sollte – er sagte: in der universitas ecclesiastica –, also in engster Nähe zur Diakonie, Mission und Liturgie, d. h. zum gottesdienstlichen Leben. Für ein Sprachenkonvikt ist der Aufwand dieser kirchlichen Hochschule zu groß. Von einer Fliehbürg, die Zuflucht bietet vor der Anonymität, Isolation und Desorientierung der Massenuniversität gälte das gleiche. Beide Gesichtspunkte haben aber ihren positiven Wert dann, wenn der Entwurf einer solchen Hochschule auf der Erkenntnis beruht, daß, so Merz, »der Stand des Pfarrers der engen brüderlichen Beziehung unter sich, des beharrlichen und wesentlichen Umgangs mit dem theologischen Studium und der Begegnung mit den verschiedensten Werken der Kirche bedarf.«

Münderlein: Die Möglichkeiten, schnell Sprachen und theologischen Grundlagen zu lernen und dabei gut versorgt und billig zu leben, war schon immer sehr wichtig. Ich sehe dabei nichts Peinliches. Natürlich reicht der Merz'sche Ansatz weiter. Aber er ist schwer zu erreichen, weil er einmal ein stärkeres kirchliches Bewußtsein der Studenten voraussetzt – das übrigens jetzt höher sein dürfte als früher – und dazu noch Engagement hier am Ort; und zum andern eine stärkere Einbeziehung kirchlich praktischer Erfahrungen in die Lehr- und Lernvorgänge. Aber hier bremst die mißlungene Studienform. Die dritte Komponente gehört für mich unmittelbar in den Raum des kirchlichen Lebens im guten Sinn.

Moninger: Es wäre sicher sehr reizvoll, die Frage der Praxisbegegnung im Theologiestudium etwas eingehender zu erörtern. Immerhin ist ja an dieser Stelle allerhand geschehen, vom Gemeindepraktikum angefangen bis hin zu den Gottesdiensten des homiletischen Se-



Rektor G. Merz und Senior H. O. Steck bei der Grundsteinlegung des Meiserhauses

minars. Aber es ist richtig, daß die eigentliche praktisch-theologische Ausbildung im Gegensatz zur systematisch-theologischen Allgemeinbildung erst im Lehrvikariat voll zum Tragen kommt.

Meine Herren, Sie haben sich für dieses Gespräch freundlicherweise noch einmal in die Vergangenheit zurückversetzt, um die Biographie der 30jährigen Jubilarin ein bißchen aufzuhellen. 30 Jahre veranschlagt man gewöhnlich für eine Generation, ich habe aber den Eindruck, daß wir heute an der Augustana bereits in der vierten oder fünften Generation leben. Für den derzeitigen Studieninspektor ist es aber auch tröstlich zu hören, daß manches, worüber wir uns den Kopf zerbrechen, seit eh und je die Gemüter erhitzt hat. Herzlichen Dank für dieses Gespräch!

Hochschulveröffentlichungen 1972–1977

- Festschrift: *Kontinuität im Umbruch*. Festschrift zum 25. Jahrestag des Bestehens der Augustana-Hochschule. Herausgegeben von W. Andersen und H. Angermeyer. München 1972. Mit Beiträgen von: F. W. Kantzenbach, M. Wittenberg, A. Strobel, H. Schmoll, W. Andersen, J. Meister, G. F. Vicedom, G. Köberlin, H. Wittig, H. Angermeyer, H. Bräumer, F. Gräßmann, W. von Ammon, K. Foltzik.
- Ringvorlesung: *Der Tod – ungelöstes Rätsel oder überwundener Feind?* Eine Ringvorlesung der Augustana-Hochschule. Herausgegeben von A. Strobel. Stuttgart 1974. Mit Beiträgen von: H. Angermeyer, W. Andersen, H. Wagner, H. D. Preuß, A. Strobel, F. W. Kantzenbach, H. Schwarz, E. Ellwein.
- Studienreihe: *Verstehen und Antworten*. Hermeneutische Beiträge aus den theologischen Disziplinen. Herausgegeben von F. W. Kantzenbach. Stuttgart 1976. Mit folgenden Beiträgen: H. D. Preuß: Die Gattungsforschung als Beispiel für die Bedeutung der Linguistik für die Theologie; A. Strobel: Wohin geht der Weg? Wendepunkte und Tendenzen der hermeneutischen Arbeit; F. W. Kantzenbach: Analogie, Revolution, Evolution. Zur Funktion der neuzeitlichen Christentumsgeschichte in der Kirchengeschichtsschreibung; W. Andersen: Autorität – Auftrag und Versuchung. Eine theologische Besinnung; H. Angermeyer: Die Kategorie der Erfahrung und der Religionsunterricht; H. Wagner: Die Weite der Missio Dei. In memoriam G. F. Vicedom.
- Andachten: *Auslegung der Wochensprüche*. Herausgegeben von H. Angermeyer. Göttingen 1977.
Mitarbeiter sind die Dozenten der Theologischen Hochschule und des Fachhochschulstudienganges für Religionspädagogik in Neuendettelsau.

Buchveröffentlichungen der Hochschul-Dozenten seit 1972

Wilhelm Andersen: Der herausgeforderte Glaube. Ein Beitrag zur theologischen Grundlagenbestimmung heute, Breklum 1972

Helmut Angermeyer: Der thematisch-problemorientierte Religionsunterricht, Gütersloh 1973

Helmut Angermeyer: Weltmacht Islam. Lehrerheft mit Informationen und Entwürfen für Sek. I und II (Analysen und Projekte zum Religionsunterricht Nr. 7), Göttingen 1975

Helmut Angermeyer: Taschen-Tutor Religionspädagogik, Göttingen 1976

Friedrich W. Kantzenbach (Hrsg.): Wilhelm Löhe, Anstöße für die Zeit, 2. Aufl., Neuendettelsau 1972

Friedrich W. Kantzenbach: Religionskritik der Neuzeit, Einführung in ihre Geschichte und Probleme, München 1972

Friedrich W. Kantzenbach: Martin Luther. Der bürgerliche Reformator, Göttingen 1972

Friedrich W. Kantzenbach: Christentum in der Gesellschaft. Grundlinien der Kirchengeschichte. 2 Bände, Hamburg 1975/76

Friedrich W. Kantzenbach: Programme der Theologie. Denker, Schulen, Wirkungen von Schleiermacher bis Moltmann, München, erscheint im Frühjahr 1978

Horst Dietrich Preuß: Taschen-Tutor Altes Testament. Teil 2: Vom Ende des Staates Juda bis zum Ausgang des Alten Testaments, Göttingen 1975

Horst Dietrich Preuß: Deuterocesaja. Eine Einführung in seine Botschaft, Neukirchen 1976

Burkhard Spiecker: James Thomsons »Seasons« und das römische Lehrgedicht. Vergleichende Interpretationen, Erlanger Beiträge zur Sprach- und Kunstwissenschaft, Bd. 54, Nürnberg 1975

August Strobel: Wer war Jesus? Wer ist Jesus? Calwer Helt 127, Stuttgart 1973

August Strobel: Der Brief an die Hebräer, NTD 9, Göttingen 1975

August Strobel: Ursprung und Geschichte des frühchristlichen Osterkalenders, Berlin 1976

August Strobel: Der spätbronzezeitliche Seevölkersturm. Ein Forschungsüberblick mit Folgerungen für die biblische Exodus-Thematik, Berlin – New York 1976

August Strobel in Verbindung mit Karl Foitzik, Eberhard Kerlen, Gerhard Manninger und Helmut Müller: Grund unter den Füßen. Zur 37. Bibelwoche 1974/75. Ausgewählte Texte aus dem Markus-Evangelium, Gladbeck 1974

Joachim Track: Der theologische Ansatz Paul Tillichs. Eine wissenschaftstheoretische Untersuchung seiner »Systematischen Theologie«, Göttingen 1975

Joachim Track: Sprachkritische Untersuchungen zum christlichen Reden von Gott, Göttingen 1977

H. Wagner, S. Liebscher, A. Schulz: Evangelisation in der Erwartung des Reiches Gottes, Hamburg 1975

Herwig Wagner und Helmut Angermeyer: Buddhismus im Religionsunterricht. Eine Einführung (= Mission 1975, Mappe II Unterricht), Neuendettelsau 1975

Herwig Wagner und Wilhelm Fugmann: Von Gott erzählen. Christian Keyßer 1877–1961, Neuendettelsau, erscheint im Frühjahr 1978